Januar 1/79 - DM 3,50 C 4143 EX

konkret

Die Monatszeitschrift für Politik und Kultur

Protokoll einer Anwerbung:

WIE DUMM IST DER VERFASSUNGSSCHUTZ?

Interview mit dem 2. Juni:

In Fritz Teufels Küche

Beiträge von:

Böll, Wallraff, Fried, Zahl, Hansen

Klose und die Folgen

Das konkret Interview

Italien Lire 1400 - Holland hfl 4.25 - Schweiz sfr 3,80 - Österreich S 28,— - Spanien Ptas 160,—

in konkret Januar 1979

Briefe

Hans Huffzky 1913 bis 1978

Notizen aus dem Neanderthal von Hartmut Schulze
Über die Folgen des KONKRET-Interviews mit Hans-Ulrich Klose

Linke Politik mit Bahro von Elmar Altvater
Zum Westberliner Kongreß »für und über Rudolf Bahro« kamen nicht alle Linken, die gegen die Inhaftierung Bahro»sind und über sein Buch diskutieren wollen. Warum sie fernblieben und ob der Kongreß so verlief, wie sie es befürchteten, soll hier diskutiert werden. Von Professor Elmar Altvater, einem der Träger des Kongresses, und von Hermann L. Gremliza

Linke Politik mit Bahro von Hermann L. Gremliza
Zum Westberliner Kongreß »für und über Rudolf Bahro« kamen nicht alle Linken, die gegen die Inhaftierung Bahro»sind und über sein Buch diskutieren wollen. Warum sie fernblieben und ob der Kongreß so verlief, wie sie es befürchteten, soll hier diskutiert werden. Von Professor Elmar Altvater, einem der Träger des Kongresses, und von Hermann L. Gremliza

Kampf dem Tourismus von Peter-Paul Zahl
Peter-Paul Zahl gibt, mit nur unwesentlichen Veränderungen, eine Grundsatz-Rede des Bundesvogels wieder

Aus Teufels Küche von Fritz Teufel, Gerald Klöpper, Ralf Reinders, Ronald Fritzsch
KONKRET-DokumentAus einem Interview mit Fritz Teufel, Gerald Klöpper, Ralf Reinders und Ronald Fritzsch (von der Bewegung z. Juni), -das der »Stern« nicht drucken wollte

Ermächtigung ohne Gesetz von Karl-Heinz Hansen
Der SPD-Bundestagsabgeordnete Karl-Heinz Hansen über die illegale Briefkontrolle des BND

Wie dumm ist der Verfassungsschutz?
Protokoll einer Anwerbung

Für das Tribunal! von Gerhard Schröder
Gerhard Schröder, Bundesvorsitzender der Jusos, über das Russell-Tribunal, das seine Arbeit am 3. Januar in Köln fortsetzt

»Am besten Arschkriecher« von Ingrid Klein
Armut in der Bundesrepublik: Sozialhilfe statt Sozialismus – ein KONKRET-Report

Eiffe lebt! von James Saylors
Zur Apo-Zeit machte Eiffe die Hansestadt unsicher. Man hat ihn in Sicherheit gebracht. grüße aus der Klapsmühle vom Ex-Kaiser aller Deutschen überbringt James Saylors

Magazin

Radikalauer von Winfried Thomsen

Hat Carstens was dazugelernt? von Bernt Engelmann
Nach dem KZ-Baumeister Lübke und dem ehemaligen NSDAP-Mitglied Scheel soll mit Carstens ein weiterer Alt-Nazi Bundespräsident werden. Ein Kommentar des

VS-Vorsitzenden Bernt Engelmann, der im KZ unter den braunen Schergen gelitten hat

Magazin - Primitiver Streich
Schon vor Erscheinen gerät die »Neue«, die linke Tageszeitung, unter Beschuß. Und nicht nur aus der Springer-Ecke

Sympathie und Falschmeldungen von Erich Fried
Seit dem 15. September sitzt Astrid Proll in einem Londoner Gefängnis und wartet auf die Entscheidung über ihre Auslieferung. Erich Fried berichtet über die Reaktionen der englischen und der deutschen Öffentlichkeit

DIE WACHE UND DIE GETRÄUMTE REVOLUTION von Roland Lang
Über die »Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss

Der linke Mann im Kinde von Karin Reschke
Wem nützt die große Grips-Parade, den Kindern oder doch eher ihren Eltern?

Ein putziges, kleines KZchen von Jürgen Barosch
12 Prozent aller Spielwaren sind Kriegsspielzeug. Schon gibt es den Massenmord fürs Kinderzimmer. Jürgen Barosch stellt die neuesten Perversitäten vor

Ansichten einer Clownin von Sonja Schwarz-Arendt
Térésa: Portugiesin, links, eine Kultusbürokratin aus der Manege

Sprache war der Einstieg von Heinrich Böll
Zum ersten Mal auf Deutsch erscheint jetzt ein Böll-Interview, das vor zwei Jahren in Frankreich Aufsehen machte. Ein Auszug *:

»Wenn Sie so wollen« von Günter Wallraff
Günter Wallraff zeichnet das Portrait des Springer-Hiwis Wolf Schneid(er), der jetzt »Stern«-Journalisten ausbilden darf

Knast & Kneipe von Joachim Bloch
Brendan Behan: Bekenntnisse eines irischen Rebellen, Kiepenheuer & Witsch

Brecht & Baal von Michael Schneider
Helmut Karasek: Bertolt Brecht, Kindler-Verlagkonkret-kurzkritik

Das neue Puschen-Kino von Heino Griem
Heino Griem stellt die AG Kino vor

konkret-markt

konkret ex-press von Hermann L. Gremliza

Konkret 01/79, S. 4

Briefe

Plump und frech

Hermann Peter Piwitt in KONKRET 11/78 über Peter Schneider: »Ein Kreativer unter Millionen - nicht mehr« !,

In diesem Bericht finden sich zwei Sätze, die mir sehr bedenklich erscheinen: »Aber wo während der letzten fünfzig Jahre in Deutschland hat es sie schon gegeben? Kafka, Brecht, Brinkmanns »Westwärts«, Joseph Roths »Stummer Prophet?« Es scheint mir schon sehr erstaunlich, daß der Schreiber eines sich links einordnenden Magazins den Begriff Deutschland gebraucht für Autoren aus Berlin/DDR, Prag/CSSR und Wien/Österreich. Nicht feinfühlig wie Peter Schneider, sondern plump und chauvinistisch wie der »Spiegel« und frech wie das Deutschlandlied erste Strophe ist das.

Peter Vogl

Berlin

Empörend

»Faschismus heute« in KONKRET 11/78. Martin Walser über »Unsere historische Schuldigkeit«

Beim ersten Lesen fanden wir den Artikel von Martin Walser so ungeheuerlich, haarsträubend und unverantwortlich, daß wir lange gebraucht haben, bis sich unsere Wut und Empörung darüber so gelegt hatten, daß wir uns sachlich mit ihm auseinandersetzen konnten. Anstatt einen Beitrag zur Stärkung der antifaschistischen Bewegung zu leisten und mögliche konkrete Schritte im Kampf gegen den Abbau demokratischer Rechte aufzuzeigen, oder auch die Wechselbeziehungen zwischen Reaktion und Faschismus zu untersuchen, führt Walser lediglich allgemeinmenschliche Probleme an, was zur Desorientierung führt. So nimmt Walser Abschied von der Geschichte.

Barbara Melischko

Joachim Thommes

Gießen

Lohnschreiber

KONKRET 12/78: »stud. jour. naille«. Über die Einrichtung einer Journalistenschule bei Gruner + Jahr.

Ich, als eines jener »journalistischen Häkchen«, das gekrümmt zu werden sich sehnt, frage mich: was eigentlich soll man mit so einem Beitrag anfangen. Arrogant und beleidigend (der Verfasser hat einen bequemen Stuhl bei KONKRET?) für jeden Bewerber, prophylaktisch als »Lohnschreibern einer Journaille beschimpft zu werden. Soll ich denn zeitlebens zu Hause am Schreibtisch hocken und fortwährend beklagen, nicht bei und von KONKRET-Leuten in die Geheimnisse und Praxis des Art. 5 GG eingeweiht zu werden?

Hans-U. Stoldt

Hamburg

Schamlos

Henryk M. Broder: Sabine -Aus dem Leben eines Sexualopportunisten (KONKRET 12/78)

Das war ein Schlag unter die Gürtellinie, den ich nicht von Broder und schon gar nicht von KONKRET erwartet hätte. Warum wird hier eine fortschrittliche Mitarbeiterin einer Rundfunkanstalt schamlos denunziert? Weil es davon zu viele gibt? Oder wollte sich Broder nur rächen, weil er bei ihr nicht gelandet ist?

Inge Glashoff

Hannover

Und die Partei?

»Dann bin ich für Sozialismus« meinte Hans-Ulrich Klose in dem KONKRET-Interview 12/78

Mit Fug und Recht bildet Bürgermeister Klose in seinem KONKRET-Interview einen sich selbst karikierenden Kapitalismus ab, eine moribunde Marktwirtschaft, deren sogenanntes freies Spiel der Kräfte längst als eine fatale Fata Morgana vorgeführt wurde. Kein Wort hörte ich aus den Hauptquartieren der Parteien, das den Argumenten, den Inhalt des Klose-KONKRET-Interviews gewidmet war. Nicht einen einzigen Versuch seiner Widersacher registrierte ich, seine Darstellung zu widerlegen. Ich wünsche Herrn Klose weiterhin Glück, nachdem er seinen Rubikon überschritten hat.

Erich Krohn

FDP-Vorstandsmitglied

Bezirk-Mitte

Hamburg

Was ich erlebte, war ein Klose, der vor den Bürgerschaftswahlen die Berufsverbotspraxis mit strammem Antikommunismus verteidigte! Nun wird keiner Demokrat, der Antikommunismus macht! Nicht nur »in unserer noch jungen Demokratie«, die »alten hat es bewiesen. Wer Demokratie verteidigen will, muß die Reaktionäre zurückdrängen. Wer Demokratie will, kann sie nur im Kampf gegen rechts gegen die Reaktion durchsetzen. In diesen Prozeß ist der Bürgermeister Hans-Ulrich Klose integriert.

K.H. Kuhlmann

Hamburg

Wir haben lange und intensiv darüber nachgedacht und sind dann doch zu der Überzeugung gelangt, daß es sich um eine Fotomontage handeln muß. Eigentlich schade!

Detlef Wieseler

Hamburg

Im Editorial (»intern«) Eures Dezember-Heftes seid Ihr betreffs der jüngsten Personalbesetzung im Vatikan offensichtlich einer Fehlinformation aufgesessen. Wir jedenfalls haben aus ansonsten normal zugerichteten Quellen erfahren, Wallraff sei seit kurzer Zeit bei Euch in Hamburg tätig: an einer recht verantwortungsvollen Position in der Bürgerschaft. Auf die Trefferrate dieser Information befragt, antwortete unser Korrespondent mit einem so schlichten wie geheimnisvollen »should be close«. Solltet Ihr zwischen den Feiertagen mal checken.

Volker Lakemeinen

Göttingen

Hans-Ulrich Klose ist das schönste Weihnachtsgeschenk, das sich die SPD-Mitglieder der Hamburger Bürgerschaft gemacht haben, als sie ihn zum Regierungschef der Freien und Hansestadt Hamburg gemacht haben.

Wolfgang Franz

Hamburg

Wollt Ihr uns verarschen? Gremliza stellt seinem Bürgermeister eine unverbindliche Frage nach der andern und läßt ihn ungeschoren schönschwätzen. Anstatt daß er mal nach der politischen Praxis in Hamburg fragt! Da gibt es nämlich noch so manches, was überhaupt nicht nach einer »wundersamen Wandlung« des Hilfspolizisten Klose aussieht. Zum Beispiel »Ordnungshüter«, die brutal auf friedliche AKW-Demonstranten einschlagen. Aber das paßt wohl nicht ins traute Bild des sozialdemokratischen vorweihnachtlichen Friedens, auf das jetzt das KONKRET-Publikum offensichtlich eingeschworen werden soll.

Felix Kellermann

Norderstedt

Konkret 01/79, S. 4

Hans Huffzky 1913 bis 1978

Konnte dies Leben uns was angehen: Tennis-Jugend in Dresden, im Dritten Reich Korrespondent der bürgerlich-gleichgeschalteten »Frankfurter Zeitung« in Berlin, 1938 Chefredakteur der »Jungen Dame«, im Krieg bei der Propaganda-Kompanie, Schriftleiter der Frontzeitung von Guderians Panzerarmee, nach dem Krieg Chefredakteur der »Constanze«, Erfinder der »Brigitte«, Redaktionsdirektor von »Petra«, Berater des Verlegers John Jahr (»Stern«, aber auch »Das Dritte Reich«), Pensionär mit 60, Alster-Nachbar des Bankiers Münchmeyer junior, zuletzt Porsche-Fahrer? Das und KONKRET?

Es fehlt da was: Der Chefredakteur der »Jungen Dame« war, immerhin, der einzige seines Standes, der weder der NSDAP noch einer ihrer Unterorganisationen angehörte. Der Verleger der »Jungen Dame«, der »Constanze«, »Brigitte«, »Petra«, John Jahr, hatte, immerhin, als Anzeigenmann beim Verleger der »Arbeiter Illustrierten Zeitung«, dem Kommunisten Willi Münzenberg, angefangen und während des NS-Reichs Kommunisten Arbeit und Deckung geboten. Der Chefredakteur der »Constanze« hatte, immerhin, Rudolf Augstein daran gehindert, Anteile seines defizitären »Spiegele dem Axel Springer anzubieten und den jungen »Spiegel«-Herausgeber stattdessen mit John Jahr zusammengebracht, der nach dem Krieg, nicht zuletzt durch den Vertrieb von Heiligenbildchen, wieder zu Geld gekommen war.

Es fehlt viel mehr: Die Verzweiflung eines spät auf Marx gestoßenen Zeitungsmannes vor den Schranken der Kommerz-Presse. Daß ihm gelang, was ihm nichts bedeutete, daß ihm mißlang, woran er hing. Mit der »Constanze« konnte er viel Geld verdienen (und ihren Verleger noch mehr verdienen lassen). Er konnte auch mal eine Geschichte rauswerfen, Schlimmeres verhüten, aber was war das schon? Was war es gegen den Plan, mit Westberlins Linker und Angsteins Geld 1966 eine Wochenzeitung zu ermöglichen? Oder gegen den Versuch, der jungen DKP eine erfolgreiche Tageszeitung zu konzipieren? Doch Augstein machte »Heute«, so hieß das Blatt, zu, ehe es erschienen war, und die DKP machte ihre »UZ«, wie sie halt ist.

Huffzky war eine linke Adresse geworden -für Vermittlung von Kontakten und Geld. Was er für sein Kostbarstes hielt, war selten gefragt: sein Rat. Seine Professionalität schien den jungen Revolutionären albern, vielleicht auch reaktionär. Er spürte das, aber er konnte sich doch nicht dümmer stellen als er war. Und immer wieder suchte er eine Chance, auch in linkslinkischen Unternehmungen, die auf Bruch angelegt waren. Oft wider besseres Wissen, wie im Fall jener sozialdemokratisch konzipierten Sonntagszeitung, deren Verlagsleiter eines Tages unter Zurücklassung eines Bankrotts verschwand.

Als Chefredakteur der »Constanze« hatte er Inge Schönthal engagiert, die später den Mailänder Verleger Giangiacomo Feltrinelli heiratete. Mit beiden war er eng befreundet, tagelang versuchte er, seinem Freund Giangiacomo den Entschluß, in den anarchistischen Untergrund zu gehen, auszureden. Bis dahin und wieder nach Giangiacomos Tod, als dessen Witwe die Leitung des bedeutenden linken Verlagshauses übernahm, war der Name Feltrinelli für Huffzky die Verbindung von Sein, Können und Wollen, von schönem Leben, Professionalität und richtiger Politik. Es ging also doch, wenigstens in Italien.

Ob es nicht auch in der Bundesrepublik wenigstens einmal gehen könnte? Es war seine letzte große Versuchung, als der Herausgeber von KONKRET ihn um Hilfe anrief: Ob er nicht Inge Feltrinelli überreden könne, sich an KONKRET zu beteiligen. Huffzky zögerte, doch nur ein paar Tage. Gut zwei Jahre später, als der Verlag saniert war und Frau Feltrinelli ihre Anteile ohne Verlust wieder hatte abgeben können, gestand er uns, was er damals gedacht hatte: Es ist ein linkes, folglich dilettantisches Geschäft. Es muß eigentlich schiefgehen. Aber ich probier's. Noch einmal.

Es ist nicht schiefgegangen. Er hat mit seiner Ahnung unrecht, mit seinem Mut recht bekommen. Er hat uns beraten, hat uns eine neue Vertriebsfirma besorgt (kurz vorm Konkurs unserer alten, die uns mit in die Pleite gezogen hätte), hat uns bei Verhandlungen mit Druckereien geholfen, hat LITERATUR KONKRET »erfunden«. KONKRET selbst, die politisch-literarische Zeitschrift, hat er bloß geliebt, er hat sie viel besser gefunden, als sie je war, nannte sie, dann doch wieder Profi, eine »bibliophile Rarität«, und er verstand nun, warum das Können mit dem Wollen so selten zusammengegangen war: Liebhaber heißt auch Dilettant.

Wir trauern um Hans Huffzky, den Freund und Genossen.

Konkret 01/79, S. 6

Hartmut Schulze

Notizen aus dem Neanderthal

Über die Folgen des KONKRET-Interviews mit Hans-Ulrich Klose

Die Bundesrepublik Deutschland ist ein unzivilisiertes Land. Seine politische Kultur hat sich der von Montgomery, Alabama, angenähert. Selbst ein regierender Sozialdemokrat, der eine Vokabel gebraucht, die der CDU verdächtig ist, läuft hier Gefahr, politisch und publizistisch gelyncht zu werden. Was er sagt, mag so wahr sein wie der Satz des Pythagoras - es ist »eine ernste Gefahr für die Bundesrepublik« (CSU-Generalsekretär Stoiber).

Hätte Francois Mitterand, der Präsidentschaftskandidat der französischen Sozialisten, in einem Interview mit dem »Nouvel Observateur« so zurückhaltend geantwortet wie Hans-Ulrich Klose gegenüber KONKRET, wäre das vielleicht nie gedruckt worden - wegen Langeweile. Denn Klose hat ja in dem KONKRET-Interview, das die Republik erschütterte, auf den geistigen Ausnahmezustand in diesem unseren Land unentwegte Rücksicht genommen. Er kleidete sogar in eine Frage, was in Rest-Westeuropa, in gutbürgerlichen Demokratien also, zu banal für eine ernsthafte Antwort gilt: »... ob ich bereit bin zu akzeptieren, daß auch Kommunisten Bürger der Bundesrepublik Deutschland sind, und wenn sie es sind, dann kann ich sie nicht qua Staat als Bürger aus diesem Staat herauskatapultieren.«

Selbst die als liberal geltende Presse fand noch, dies sei »mißverständlich« formuliert. Was die übrigen Medien trieben, ist nachzulesen in einer 70-seitigen Dokumentation der Hamburger Senatspressestelle, die bereits am Erstverkaufstag von KONKRET erschien - als Lehrstück über die Technik des politischen Rufmords. Allein die ersten Stellungnahmen der Herren Verbeugen (FDP), Henrich (CDU) und Stoiber (CSU) lassen Pawlows Hunde als reflexfreie Individualisten erscheinen.

Keiner aus der Riege der Generalsekretäre und Parteisprecher (einschließlich Lothar Schwanz von der SPD), keiner aus dem Troß der leitartikelnden Blödmacher von »Handelsblatt« bis »Cuxhavener Nachrichten« hat auch nur den Versuch unternommen, am Tatsachen-Gehalt von Kloses wirtschaftspolitischen Äußerungen zu kritteln. Was unmöglich, aber auch nicht nötig war. Man hatte ja diese Begriffe aus der »Mottenkiste alter Ideen von Lenin« (Verbeugen), und die sind die Vorbereitung auf einen großen Schritt »mit dem Ziel von DDR-Zuständen« (Junge Union). Schon ist Klose ein Zonen-Lümmel.

Bei so einem will auch endlich mal Ernstbieter Lueg eine Lippe riskieren; er, der sonst von schräg unten jeden Interview-Partner nach warmen Löchern absucht, einer, den man auf der Straße nicht mal nach der Uhrzeit fragen würde, wird plötzlich frech: »Herr Klose, was haben Sie eigentlich vor? Wollen Sie die SPD verrückt machen oder wollen Sie sich selbst nur wichtig machen?«

Wer sich »intellektuell vor den umstürzlerischen Ideen eines der radikalsten Juso-Flügel verbeugt« (»Kieler Nachrichten«) hat eben jeden Anspruch auf bürgerlichen Anstand verwirkt, der muß sich sogar vom trunksüchtigen Chefredakteur einer fast bankrotten SPD-Boulevard-Zeitung sagen lassen, er sei »unseriös«.

SPD-Vize Koschnick, in der Sache durchaus moderater, versteifte sich auf die Quelle: »Man muß als Politiker wissen, in welchem publizistischen Organ man sich äußert«. Das fanden wir auch, und wollten wissen, wann Koschnik der profaschistischen »Bild«-Zeitung zuletzt ein Interview gegeben hat. Sein Persönlicher Referent Müller zu KONKRET: »Seit etlichen Jahren kein 'Bild'-Interview«. Besser, man sieht nach: Am 21.6.1977 erschien in »Bild« ein Koschnick-Interview zu wirtschafts- und parteipolitischen Fragen.

»Daß Klose seine neuen Erkenntnisse ausgerechnet in KONKRET ausbreitete, einem Blatt, das ordentliche Sozialdemokraten nicht einmal unter dem Tisch lesen, brachte den Topf...« Und dann lief der Autor über. (Denn dieses Zitat stammt aus einer Wochenzeitung, deren Feuilleton-Chef redaktionelle Planung vornehmlich mit dem Abharken der Autorenliste von KONKRET betreibt.) Bölling hatte dem übrigens widersprochen: »Der Kanzler ist stets ein interessierter Leser von Interviews seiner politischen Freunde, wie KONKRET sie auch immer sein mögen. Aber, wen wundert es, er ist nicht immer ein geneigter Leser.« Nein, das wundert wirklich nicht, denn allzu viele Parteifreunde wird er nicht haben, die zum Beispiel in der »Radikalenfrage« ein ähnlicher Rotkoller befällt wie Schmidt: In seiner Rede vor dem Hamburger SPD-Parteitag hatte er versucht, die Berufsverbote mit dem Mord an Rosa Luxemburg und Liebknecht zu rechtfertigen. Was der »FAZ« so gut gefiel, daß sie die Rede im Wortlaut nachdruckte.

Auf so viel Besinnungslosigkeit nur eine Antwort: »Die sogenannten Antimarxisten von heute übernehmen die Propagandaformeln, mit denen die Hitlerdiktatur zur Macht gekommen ist. Sie haben ihnen geistig nichts Neues hinzugefügt. Jeder, der nicht von der Vorzüglichkeit der amtlichen Politik überzeugt war und Zweifel äußerte, ist in Gefahr gelaufen, als Freund der Kommunisten denunziert zu werden. « Sagte Kurt Schuhmacher am 1. August 1952. Er sagte auch, warum das so war und immer noch ist: »Die Grundlage des Antimarxismus ist völlige Unwissenheit und Unkenntnis der Materie.«

Und die tropfen aus allen Spalten, auch aus angeblich sozialdemokratischen. Da meint zum Beispiel die »Neue Ruhrzeitung« (»NRZ«): »Was unter 'Stamokap' zu verstehen ist, verträgt sich nicht mit dem Programm der SPD.« Wenn man nicht nur stockrechts, sondern auch noch borniert ist wie der »NRZ«-Chefredakteur Feddersen (SPD u.a.), wenn man nicht weiß, was Stamokap ist, das Godesberger Programm nicht kennt und auch Kloses KONKRET-Interview nicht gelesen hat, kann sogar mal was Richtiges herauskommen. Oder Kurioses, wie bei Stoltenberg, der Bahro als Zeugen gegen die Stamokap-Theorie reklamiert.

Manchmal geben Kloses Kritiker ihre Konfusion auch zu: »Ich verstehe nicht«, sagt die Bankiers-Tochter und niedersächsische Wirtschaftsministerin Breuel, »warum ,ich Herr Klose nun plötzlich zum Oberlenker der Nation entwickeln will.« Weil er muß, Frau Breuel. Die Hamburgische Landesverfassung schreibt ihm nämlich »Förderung und Lenkung« der Wirtschaft vor. Aber die haben Sie offensichtlich nicht einmal unter dem Tisch lesen wollen, als Sie noch in der Hamburger Bürgerschaft saßen. So nennen Sie das, was Sie nicht verstehen, »aberwitzig«.

Wirklich aberwitzig wird es, wenn sich der Stamokap, der auf zwei Beinen daherkommt, zu Wort meldet; etwa in Gestalt von Moses ehemaligem Senatskollegen Helmut Kern, der heute gleichzeitig Chef eines der größten Betriebe des Hamburger Hafens und wirtschaftspolitischer Sprecher der SPD-Bürgerschaftsfraktion ist. Er hält die Sache mit dem staatsmonopolistischen Kapitalismus für »außerordentlich unglücklich«, hat aber bis jetzt noch nicht gekündigt.

Oder der SPD-Haushaltsexperte Gerd Weiland. Der meint: »Ich kann keinen Ansatzpunkt finden, daß die Analyse des Stamokap in Teilbereichen richtig ist.« Wir schon - ein Ansatzpunkt wäre etwa die Vergabe einer Spielbank-Konzession an den Verleger John Jahr und die Debatten darum im Haushaltsauschluß der Hamburger Bürgerschaft (Vorsitzender: Gerd Weiland).

Oder der Graf Lambsdorff, der, bevor er Bundeswirtschaftsminister wurde, gleichzeitig auf drei Vorstands- und drei Aufsichtsrats-Posten saß: Als Lambsdorff auf die Journalisten-Frage, was er von Kloses wirtschaftspolitischen Äußerungen halte, mit »nichts« antwortete, hatte er gerade das 1,2 Milliarden-Steuergeschenk für Flick perfekt gemacht.

Sie alle sind der Stamokap, sie alle wollen den Stamokap verteidigen, auch wenn sie das Gegenteil behaupten und ihn nur bei einem anderen Namen rufen: Soziale Marktwirtschaft. Und aus Unwissenheit, Wahn oder Kalkül versuchen sie, auch die Opfer ihrer Wirtschaftsordnung auf eben diese Ordnung als angebliches Verfassungsgebot zu verpflichten. Zum Beispiel der »Wirtschaftsexperte« Paul C. Martin in der »Welt am Sonntag«: »Prof. Nipperdey hat nachgewiesen, daß das Grundgesetz sehr wohl die Marktwirtschaft zwingend vorschreibt.« Ob der Professor Nipperdey etwas nachweist oder in Japan fällt ein Spaten um, ist für die Interpretation der Verfassung gleich erheblich. Für Grundgesetz-Auslegungen hat das Bundesverfassungsgericht nämlich nicht nur bei Abtreibungs-Fragen ein Monopol. Und Karlsruhe hat 1954 unmißverständlich entschieden: »Die gegenwärtige Marktwirtschafts- und Sozialordnung ist zwar eine nach dem Grundgesetz mögliche Ordnung, keineswegs aber die allein mögliche.«

Unterhalb des höchsten Funktionärskaders der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften scheint sich auch in der Schmidt-Zeit noch ein Bewußtsein davon erhalten zu haben: Die Vertrauensleute der IG Metall Hamburg, die 280.000 Stahlarbeiter vertreten, solidarisierten sich mit Kloses Interview-Äußerung, der IG Metall-Bezirksleiter von Württemberg, Franz Steinkühler, verschärfte Kloses Aussagen noch, der Vorstand des viertgrößten SPD-Bezirks, Hannover, stellte sich einstimmig hinter den Hamburger Bürgermeister und auf Wahlversammlungen der Schleswig-holsteinischen SPD wird Klose mit Beifall empfangen wie nie zuvor.

Doch davon nimmt Bonn keine Notiz. Dort, in der Nähe des Neanderthals,wie in der Medien-Provinz präsentiert sich der ökonomische Riese BRD immer mehr als politischer Giftzwerg. Bösartig, aber auch lächerlich - etwa wenn eine öffentlich-rechtliche Kommentatorin über »Stamopack« spricht, einer ihrer Kollegen »staatsmonopolitischer« Kapitalismus sagt und der Sprecher der Bundesregierung darüber informiert, es gehe um den Begriff »Stamokack«. Manchmal ist auch Bölling nicht ohne Freud.

Zum Tiefstand der politischen Kultur gehört aber auch die Reaktion mancher »Progressiven« auf Kloses Interview. Was er da gesagt habe, sei ja nur zu wahr, aber doch nicht in dieser Form (Stamokap), an diesem Ort (KONKRET), zu dieser Zeit. Das sei ja eine regelrechte Einladung an die Rechte, eine Aufforderung zum Putsch gar, mußte das denn jetzt sein!

Wann hätte es denn sein dürfen? Wann ist es denn Zeit, das Selbstverständliche zu sagen, das sogar im Godesberger Programm noch radikaler formuliert ist: »Bändigung der Macht der Großwirtschaft.« Wer hier laviert, ist kein Linker, bestenfalls einer von der Sorte, die CSU-Generalsekretär Stoiber gemeint haben muß, als er über Helmut Schmidt sagte, er sei jetzt die »Galionsfigur der Linken.«

Konkret 01/79, S. 8

Elmar Altvater

Linke Politik mit Bahro

Zum Westberliner Kongreß »für und über Rudolf Bahro« kamen nicht alle Linken, die gegen die Inhaftierung Bahro»sind und über sein Buch diskutieren wollen. Warum sie fernblieben und ob der Kongreß so verlief, wie sie es befürchteten, soll hier diskutiert werden. Von Professor Elmar Altvater, einem der Träger des Kongresses, und von Hermann L. Gremliza

Vom 16. bis 19. November trafen sich in Westberlin an die 3.000 Linke aus der Bundesrepublik, Westberlin und einigen westeuropäischen Ländern zu einem »Internationalen Kongreß für und über Rudolf Bahro«. Es ist eine delikate Angelegenheit, wenn ein Kongreß mit einem solchen Thema ausgerechnet in Westberlin, in der Technischen Universität, an der Straße des 17. Juni, keine drei Kilometer vom »real existierenden Sozialismus« entfernt, einberufen wird. Manche Genossen werden mit Schaudern an die »Freiheitskundgebungen« vor dem Reichstag gedacht haben: Lebt unter dem Mantel von Solidarität mit dem in der DDR für acht Jahre eingekerkerten Rudolf Bahro eine neue Kalte-Kriegs-Stimmung auf? Ist der Kongreß *für* Bahro nicht eine Provokation *gegen* die DDR? Werden in einer solchen Veranstaltung nicht eher antikommunistische Vorurteile mobilisiert, reicht das politische Augenmaß der Veranstalter und Träger des Kongresses, um die Konsequenzen klar zu sehen?

Und dann noch das politische Spektrum, das im Trägerkomitee des Kongresses vertreten war - von Sozialdemokraten in der Hochschulgruppe Demokratischer Sozialismus über unabhängige Linke, SB-Leute bis hin zu Emigranten aus der DDR und CSSR. Jeder wird eine darin enthaltene Strömung oder Person finden können, die ihm nicht paßt oder von der er eher negativen politischen Einfluß auf und für die Linke erwartet. Kann eine Solidaritätsveranstaltung für Bahro und andere politische Verfolgte gegenüber der DDR-Regierung, gegenüber der DDR-Opposition, aber auch uns selbst gegenüber glaubhaft sein, wenn man sich zum Beispiel mit Peter von Oertzen zusammensetzt, der ja für Berufsverbote zumindest mitverantwortlich ist. Verliert man nicht an moralischer Glaubwürdigkeit, wenn ein Teil des Kongresses von der Europäischen Verlagsanstalt finanziert wird, die als Verlegerin des Buches »Die Alternative« den Kongreß eher als günstige Werbeveranstaltung verstanden hat und die ja mit ihren Angestellten, Lektoren und Autoren nicht gerade emanzipatorische Umgangsarten pflegt ...?

Fragen, die berechtigt sind und auf die mehrere Wochen nach dem Kongreß auch Antworten gegeben werden können. Insgesamt erfreuliche, wie ich meine. Die Befürchtungen sind unbegründet gewesen, der Kongreß hat in seiner Doppelfunktion *für Bahro* als Solidaritätsveranstaltung und -*über Bahro* als wissenschaftliche Auseinandersetzung um die in Bahros »Alternative« angedeuteten Perspektiven Erfolg gehabt.

Daß der Kongreß notwendig war, das zeigt die breite Diskussion, die in den vergangenen Jahren über die Entwicklungsperspektiven der Länder Osteuropas in der westeuropäischen Linken angefacht worden ist. Wenn die Linke die Diskussion des »real existierenden Sozialismus« nicht den herrschenden Massenmedien überlassen will, dann muß sie sich tatsächlich ein Bild zu machen versuchen, das der Realität Osteuropas gerecht wird, das sowohl die platten Verdammungen meidet wie auch die unkritische, und immerzu Antikommunismus witternde Abwehr von Kritik an manchen Erscheinungen des »sozialistischen Lagers«.

So kann man getrost den Bahro-Kongreß als eine, nicht die erste und nicht die letzte, Veranstaltung der westeuropäischen Linken begreifen, in der gründlich über die »nachrevolutionären Gesellschaften« (wie im November 1977 in Venedig) oder über die Ursachen und Konsequenzen der Invasion in die CSSR 1968 (wie im Januar 1979 in Mailand) diskutiert wird. So einfach wie zu den Zeiten der II. Internationale in den 20er Jahren ist es für die Linke 50 Jahre später nicht mehr: alle Energien darauf zu verwenden, die Bedrohungen von dem sozialistischen Aufbauexperiment in der schwachen und vom Imperialismus eingekreisten Sowjetunion abzuwenden und diesen Aufbau möglichst aktiv durch internationale Solidarität oder (um die Formel von der Konferenz der kommunistischen und Arbeiterpartei in Berlin 1976 zu vermeiden) durch »proletarischen Internationalismus« zu unterstützen.

Mittlerweile gibt es auf der Welt eine Reihe von »real existierenden sozialistischen Ländern«, viele weitere Länder und deren herrschende Parteien nennen sich sozialistisch, auch wenn uns das häufig genug nicht paßt. Es kann uns nicht gleichgültig sein, wenn in Osteuropa im Namen des Sozialismus der Prager Frühling von Warschauer-Pakt-Panzern niedergewalzt wird, wenn politische Dissidenten (gleichgültig was man von ihren Vorstellungen halten mag) in psychiatrischen Spezialkrankenhäusern »stillgelegte werden, wenn die von uns im Kapitalismus kritisierten katastrophalen Konsequenzen des rein quantitativ funktionierenden

Industrialisierungs- und Konsummodells im Sinn einer pervertierten »nachholenden Industrialisierung« auch im real existierenden Sozialismus nachvollzogen werden, wenn Genossen wie Rudolf Bahro (und er steht - leider - für sehr viele andere, die nicht so berühmt geworden sind) eingekerkert werden - für was eigentlich? Für die radikale Kritik der gesellschaftlichen Zustände in der DDR, deren Veröffentlichung im Westen notwendig wurde, weil es ihm in der DDR verwehrt worden ist!

Wenn der Kampf der Linken in der Bundesrepublik gegen die politische Repression hier glaubwürdig sein soll, wenn der Widerstand gegen politische Unterdrückung auch auf Kräfte ausgedehnt werden soll, die nicht eine sozialistische Lederhaut haben, dann ist es unabdingbar notwendig zu der Repression im real existierenden Sozialismus die richtige Kritik zu formulieren. Machen wir dies nicht, dann ist unser -real nicht existierender - Sozialismus gefährdet, korrumpiert zu werden.

Dies zu begreifen, scheint nicht ganz einfach zu sein. Die SEW-Hochschulgruppen kamen denn auch mit der schon vom Bund demokratischer Wissenschaftler in seinen windungsreichen Stellungnahmen zur Verhaftung von Bahro ausgetüftelten Argumentation: Nur nicht von Bahro reden, das spaltet uns bloß, und das nutzt den Herrschenden (»In diesem Zusammenhang soll die Bahro-Kampagne vor allem Linke davon abhalten, sich mit den konkreten Analysen und Vorschlägen der SEW für die Zukunft unserer Stadt überhaupt zu beschäftigen ...«). Ja, es nützt den Herrschenden, wenn die Bahro-Kampagnen, das Freikaufen von politischen DDR-Häftlingen (pro Kopf 80.000 Märker) der Rechten und der rechten Mitte überlassen werden.

»Frustriert oder triumphalistisch«

Wir selbst haben die Solidarität mit der unterdrückten politischen Opposition in die Hand zu nehmen, damit die rechte Solidarität in der BRD nicht gegen die Linke mobilisiert werden kann. Bahro-Kampagne von links, um dem sowieso grassierenden Antikommunismus (nicht nur in den labilen Mittelschichten, sondern weit verbreitet im knackigen Proletariat) nicht noch mehr Nahrung zu bieten. Also nicht Infiltration, Subversion, Diversion, Unterminierung der DDR ist das Ziel; sondern Positionsbestimmung des Sozialismus, den wir wollen. Wäre nicht das letztere, sondern das erstere Ziel des Kongresses gewesen - die Kommunistische Partei Italiens hätte wohl kaum einen offiziellen Delegierten zum Bahro-Kongreß entsandt.

Daher standen in den Diskussionen über Bahro (in insgesamt neun Arbeitsgruppen, an denen zwischen 20 und 250 Genossen teilnahmen) auch Fragen nach der Bestimmung des Emanzipationsbegriffs, nach der Kritik von Technik und Wachstum, nach dem Verhältnis von patriarchaler und kapitalistischer Herrschaft und nicht zuletzt nach dem Verhältnis von Demokratie und Sozialismus im Vordergrund. Das sind alles alte Probleme, zum Teil schon in der Studentenrevolte der 60er Jahre ausführlich erörtert.

Überhaupt kann man hier anmerken, daß Bahros »Alternativen nicht wegen ihrer Originalität ihre wissenschaftliche und politische Bedeutung erhalten hat, sondern weil in ihr zum Teil vergessene, zum Teil verschüttete, zum Teil erneut wieder aktuell gewordene Fragestellungen sozialistischer Strategie aufgeworfen und sozusagen zu einer gesellschaftlichen Gesamtschau »synthetisierte wurden. Sonst wäre die Wirkung in einem kapitalistischen Land kaum zu erklären; Bahro zeigt über die in viele Grüppchen, Fraktionen, Organisationen und Organisatiönchen zerfaserten politischen Einzelaktivitäten den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang als politischen Bezugspunkt der »Alternative«, eine Utopie zwar, aber eine materialistische Utopie, ohne deren Ausarbeitung die Linke ihre oft genug frustierten oder triumphalistischen (das ist nur die Kehrseite) Perspektiven nicht wird positiv verändern können.

»Sonst geht es ab in die Sektiererei«

Bahro als wissenschaftlicher Sozialist ist für uns eine Anregung, er bietet keine fertigen Modelle, Lösungen unserer Probleme. Diese Anregung haben wir auch deshalb aufzugreifen, weil in den anderen westeuropäischen Ländern mit entwickelten, machtpolitisch bedeutenden Organisationen die Fragen nach dem Verhältnis von Emanzipation, Demokratie und Sozialismus durchaus keine theoretischen mehr sind. Die anwesenden Kommunisten und Sozialisten aus Italien, Frankreich, Spanien haben uns dies auf dem Kongreß erneut gelehrt.

Bahro als politischer Gefangener ist für uns eine Herausforderung, zumal er für viele andere steht, die wie er in den »Ländern des real existierenden Sozialismus« skandalöserweise eingekerkert sind. Und dieser Herausforderung hat sich der Kongreß für Bahro gestellt. Zum ersten Mal seit vielen Jahren ist es gelungen, eine Resolution zu verfassen, die sowohl die Freilassung Bahros fordert als auch die politische Repression in der BRD verurteilt, und die von mehreren westeuropäischen sozialistischen Parteien, der KPI, einer Reihe von inländischen und ausländischen Tageszeitungen, linker Zeitschriften, Einzelpersönlichkeiten und der Arbeitsgemeinschaft der Jungsozialisten in der SPD unterschrieben worden ist. Und wenige Tage nach dem Kongreß erreichte die Veranstalter ein Solidaritätstelegramm der drei italienischen Gewerkschaftsbünde, der kommunistisch-sozialistischen GCIL, der sozialdemokratischen UIL und der christlichen CISL, in der Bahros unverzügliche Freilassung aus dem Gefängnis gefordert wird ...

Nur so, in klarer Kritik an unhaltbaren Zuständen und Maßnahmen in den kapitalistischen aber auch den sozialistischen Ländern kann die Linke ihre Identität bewahren und entfalten. Sonst, Genossen, geht es ab in die Sektiererei ...

Konkret 01/79, S. 10

Hermann L. Gremliza

Linke Politik mit Bahro

Zum Westberliner Kongreß »für und über Rudolf Bahro« kamen nicht alle Linken, die gegen die Inhaftierung Bahro»sind und über sein Buch diskutieren wollen. Warum sie fernblieben und ob der Kongreß so verlief, wie sie es befürchteten, soll hier diskutiert werden. Von Professor Elmar Altvater, einem der Träger des Kongresses, und von Hermann L. Gremliza

Erstens müssen wir uns mit denen auseinandersetzen, die ... meinen, wir würden auf die Menschenrechtskampagne hereinfallen, die doch nur ein propagandistisches Manöver des heuchlerischen, bigotten amerikanischen Erdnußfarmers und US-Präsidenten Jimmy Carter sei. Verletzungen der Menschenrechte gäbe es doch anderswo, selbst in den USA, in viel größerem Umfange und in weitaus brutalerer Form als in der DDR ... Sie vergessen dabei, daß die Menschenrechtsverletzungen in kapitalistischen, in imperialistischen Staaten nicht **unsere** *Schande sind, nicht die Schande der Sozialisten, Marxisten und Kommunisten.*

Jakob Moneta

So hätten wir *uns* gerne, so stark, so autonom, so einig. Gibt es *uns so, uns* Sozialisten, Marxisten und Kommunisten? Bestimmen *wir* die Diskussionen, die wir führen, ihre Voraussetzungen, ihre Verbreitung, ihre Wirkung? Sind wir nicht, gerade wenn wir's nicht wissen oder wissen wollen, längst verplant, gehört unsere Kritik beispielsweise an Carters Kampagne nicht längst zum Arrangement dieser Kampagne, wie die Kritik der Kampagneros an unserer Kritik?

Das Solidaritätskonzert zum Bahro-Kongreß wurde - wie einer der Veranstalter sagte: »sehr fair« - vom Sender RIAS ausgestrahlt. Walter Ulbricht hätte gefragt: »Quo vadis - wem nützt's?« Was sich die US-Funker dabei gedacht haben, war auch dem zitierten Veranstalter klar: »Destabilisierung der Verhältnisse in der DDR, weil sie glauben, daß sie dann die Stärkeren sind.« Glauben? Sie sind es nicht? Haben sie nicht die Macht zu bestimmen, was getanzt wird, wenn die Verhältnisse erst mal zum Tanzen gebracht sind? Haben *wir* die Macht?

Die Fragen sind nicht schon Antworten. Doch dürfen sich 4.000 Besucher eines Kongresses, der sich an den Grenzen der Systeme zu schaffen macht, einfach von solchen Fragen suspendieren? *Wir* diskutieren die Menschwerdung des Menschen, die allseitige Aneignung seiner Fähigkeiten, verlangen Revolution und schüren Rebellion - sollen Erich Honecker und Egon Bahr zusehen, wie sie mit den Nebenerscheinungen (Einmärschen, Aufmärschen) fertigwerden.

Bahro selbst hat sich die Frage immerhin gestellt, obwohl sie auch bei ihm zu kurz kommt. In seiner Aufzählung der »Wurzeln für die Unterwerfung der Sowjetgesellschaft unter eine bürokratische Staatsmaschine« schreibt er:

»1. *Der Druck der durch die militärische Interventions- und Einkreisungspolitik unterstrichenen technologischen Überlegenheit der imperialistischen Länder. Dies ist der Faktor, der tatsächlich von außen deformierend auf die Entwicklung des politischen Überbaus eingewirkt hat und die tiefste Verursachung für die Exzesse des stalinistischen Terrors darstellt. Die ständige äußere Bedrohung hat den Druck potenziert, der ohnehin auf dem Prozeß der politischen Selbstverständigung innerhalb der herrschenden Partei lastete, und die spezifische Festungsneurose erzeugt, in der man Freund und Feind nicht mehr unterscheiden konnte.«*

Schreibt Bahro. Auf dem Westberliner Kongreß vertreibt das »Komitee für die Freilassung Rudolf Bahros« diesen »Aufruf einiger sowjetischer Emigranten an die Kommunisten, Sozialisten und Gewerkschaften des Westens«

»Wir müssen neue Formen finden, Druck auszuüben, wie z.B. Massendemonstrationen, Boykott sowjetischer Delegationen, Arbeiterstreiks gegen die sowjetische Aufrüstung, die die militärische Übermacht des Regimes noch verstärken kann. «

Also einen Druck verstärken, der »von außen deformierend« einwirkt und eine »spezifische Festungsneurose« erzeugt. Aber der politische Denker Bahro hatte auf »seinem« Kongreß sowieso nicht viel Glück. Ernest Mandel warf Bahro eine »brutale Offenheit« bei der »Ablehnung des revolutionären Potentials der Arbeiterklasse« vor. Der Arbeitskreis I diskutierte Bahros Funktionsbestimmung der wissenschaftlich-technischen Intelligenz »kontrovers«, wie es im ersten Abschlußbericht heißt, im Arbeitskreis 2 wurde »die Stichhaltigkeit der Bahroschen These ... stark in Zweifel gezogen«, in der Arbeitsgruppe 3 wurde »das Prinzip der Rotation, das Bahro entwirft, abgelehnt«, die Arbeitsgruppe 6 kam zu einem »entgegen Bahro«-Schluß, eine andere Gruppe kritisierte »die von Bahro entworfene Alternative ... als ökonomische Verkürzung«, denn »wo Bahro überschüssiges Bewußtsein als emanzipatorisches Potential einseitig vor allem in der Intelligenz ansiedelt, verkennt er ... « Und die Frauen-Gruppe erklärte: »Es scheint so, daß auch Bahro in seinem Bewußtsein die typischen Begrenzungen eines in einer und durch eine Männergesellschaft sozialisierten Mannes nicht überwunden hat. «

Was wäre, lebte Bahro bei uns?

Was bleibt noch von Bahro? Daß er ein Buch geschrieben hat und aus Gründen, die mit dem Schreiben und Veröffentlichen dieses Buchs zusammenhängen, zu acht Jahren Haft in der DDR verurteilt worden ist. »Lebte er bei uns«, sagt Heinz Brandt, »so hätte er Berufsverbot, dürftige Auflagen, kümmerlichen Unterhalt.« So sitzt er in der DDR, hat hohe Auflagen (und zwar *deshalb,* was kein Urteil über sein Buch ist) und sieht seinen Namen einem Kongreß verliehen, der so nur zusammenkommen konnte, weil Bahro im Knast ist.

Die Leute vom Vorbereitungskomitee hatten die Begründung eines politischen Bündnisses im Sinn: »Verschiedene Fraktionen der Linken mit Sozialdemokraten, Gewerkschaftern bis hin zu Eurokommunisten.« Aber auf welcher Basis sollten der Generalstreik-Trotzkist Mandel wohl mit dem Öko-Sozialisten Flechtheim, der Verleger Tomas Kosta, der gerade eine Lektorin aus politischen Gründen entlassen hat, mit dem Jungsozialisten Gerhard Schröder, der »Welt«-Autor Jiri Pelikan mit Wolf Biermann, Peter von Oertzen mit Rudi Dutschke ein Bündnis schließen? Eines, das mehr zum Inhalt hat als die Freilassung Rudolf Bahros, zu der Komitees und Kongresse leider weniger beitragen können und werden, als manche ihrer Initiatoren vorgeben zu glauben?

Die kommunistischen Parteien Frankreichs, Italiens und Spaniens haben gegen die Inhaftierung Bahros protestiert, in der Bundesrepublik gibt es außerhalb der DKP-Kader kaum einen Linken, der Bahros Verurteilung nicht verurteilt. Woran lag es dann, daß weder die französische noch die spanische KP beim Kongreß offiziell vertreten sein wollte und die italienische nur den Kulturredakteur der Zeitschrift »Rinascita« schickte? Woran lag es, daß die Linke, die bei der Neuen Linken als »traditionalistisch« gilt, dem Kongreß fernblieb?

Es lag sicher nicht an den vielen Teilnehmern, die etwas für Bahro tun und über sein Buch reden wollten, es lag an vielen Referenten so wenig wie an manchen Schirmherren. Vielmehr lag es wohl daran, daß einige der Initiatoren Bahro zum Vehikel einer ganz spezifischen Strategie machen wollten, die sich auf den Nenner bringen läßt: Linke Politik ist permanentes Osteuropa-Komitee. Aufnahmeprüfung: Wie hältst du's mit dem Bahro-Kongreß?

Und nicht: Wie hältst du's mit Bahro? Denn schon im Text der Einladung (Überschrift: »Umbruch in Osteuropa«) hieß es: »Der Kongreß soll die große theoretische Bedeutung unterstreichen, die Bahros Buch für den Marxismus wie für die verschiedenen Richtungen der Arbeiterbewegung besitzt. Diese Bedeutung ergibt sich unabhängig davon, inwieweit den einzelnen Thesen und Schlußfolgerungen Bahros zugestimmt werden kann.«

Auch wenn Bahro, was offenbar für möglich gehalten, ja fast als sicher angenommen wird, überwiegend falsch läge, hätte er »große theoretische Bedeutung«! Solcher Mumpitz kann heute in der Bundesrepublik in tausendfacher Auflage verbreitet werden, ohne linkes Hohngelächter zu provozieren - weil: Bahro ist doch im Knast, und wer sich Komitee für die Freilassung Rudolf Bahros nennt, hat damit auch den Respekt, der dem Inhaftierten gebührt, für sich gepachtet. Wer gegen die Spezialpolitik dieses

Komitees ist, billigt Bahros Verurteilung. Basta.

»Jetzt sind die Eurokommunisten gezwungen, sich zu diesem Kongreß zu verhalten«, sagte einer vom Komitee. Damit über sie entschieden werde, ob sie nicht doch noch verkappte Stalinisten sind. Als ob die italienische oder die französische Arbeiterbewegung, die sich zu Bahros Behandlung längst und unaufgefordert erklärt haben, ihre Politik nach den Bedürfnissen einer heterogenen Ansammlung westdeutscher Linker bestimmen wollten. Beide sind zu groß und zu mächtig, als daß sie sich den Verzicht auf eine Verantwortung für ihre Eingriffe in internationale Verhältnisse leisten könnten. Für sie, die der Machtfrage in ihren Ländern etwas näher stehen, sind der US-Imperialismus und sein europäischer Ordnungsfaktor BRD politische Gegner, deren Aggressivität fast ausschließlich durch die Existenz und Stärke der - mit Bahro zu sprechen - »real existierenden sozialistischen Staaten« gebändigt werden kann. Oder soll die KPI sich an einer Politik beteiligen, die sie im Falle ihres Regierungseintritts bei Aufkreuzen der 6. US-Flotte vor Ostia auf die Westberliner Kongreß-Linke angewiesen sein ließe?

Mit Emphase zitiert Rudi Dutschke Sätze aus Bahros Manuskript (die im Buch fehlen), darunter diese: »Das vietnamesische Volk brachte dem US-Imperialismus mit seiner glänzenden Tet-Offensive eine strategische Niederlage bei. In diesen Ereignissen kamen so grundlegende Widersprüche der Gegenwart zum Ausdruck, daß wir uns auf ihre künftige Dynamik verlassen können.«

Vergessen oder verdrängt wird, womit die Vietnamesen so glänzend kämpften und wer die USA hinderte, ihren Oberkommandierenden Westmoreland diese »Untermenschen« in die Steinzeit zurück bombardieren zu lassen. Havana wäre, auch das muß wiederholt sein, ohne die politische und militärische Stärke des Warschauer Pakts heute wieder der Weekend-Puff der USA, mit Hunger, Syphilis, Analphabetismus und einem fetten kleinen faschistischen Diktator.

Das wäre nicht *unsere* Schande, weil die USA sich nicht sozialistisch nennen (und die BRD auch nicht)? Wir leben aber im Nato-Bereich und haben, wenn wir uns als Sozialisten ernst nehmen, Politik zu machen, wo wir leben. Es ist auch unsere Schande, wenn wir zu schwach bleiben, weil wir schlechte Politik machen. Wenn wir, beispielsweise, die paar aufrechten Abgeordneten der SPD im Bundestag hängenlassen, weil wir gerade einen wichtigen Linienstreit austragen oder Bedingungen für die Aufnahme ins Osteuropa-Komitee formulieren müssen.

Das soll und darf nicht heißen, daß sich die Linke im Westen der Kritik an politischer Unterdrückung in sozialistischen Staaten enthält. Aber es ist ihre Pflicht, die von Bahro angeführte Hauptursache, die imperialistische Einkreisung und Bedrohung, nicht zu übersehen. Sie hat auch dafür zu sorgen, daß ihre Kritik nicht von den Progagandisten des Antikommunismus vereinnahmt werden kann. Solidaritätskonzerte für Opfer des Berufsverbots oder für die Opfer des chilenischen Faschismus werden auch nicht in US-Sendern nach Osten übertragen.

Also: Freiheit für Rudolf Bahro -- vom Knast und vom RIAS.

Konkret 01/79, S. 14

Peter-Paul Zahl

Kampf dem Tourismus

Peter-Paul Zahl gibt, mit nur unwesentlichen Veränderungen, eine Grundsatz-Rede des Bundesvogels wieder

Die Auseinandersetzung mit dem Tourismus, sagt der Bundesvogel, kann und darf nicht in erster Linie auf dem Feld des Strafverfahrensrechts geführt werden. Der politisch verbrämte Tourismus erfordert zunächst kriminologische Ursachenforschung. Auf dieser muß die geistig-politische Auseinandersetzung mit dem Gesamtphänomen Tourismus aufbauen.

Mit dem herkömmlichen Kriminalitätsbegriff, fährt der Bundesvogel, mit den beschnittenen Schwingen energisch gegen die Gitterstäbe klopfend fort, wird das Phänomen des Tourismus der Gegenwart in unserer Gesellschaft weder vollständig noch zureichend erfaßt. Sein Spezifikum ist der frontale Angriff gegen unseren Staat, diese unsere Natur, das Vertrauen der Bürger in die Natur des Staates und die Staatlichkeit der Natur, des natürlichen Staates, gegen die Wertordnung unserer Staatsbürger in ihm, gegen die natürlich verstaatlichte Wertordnung überhaupt und gegen den Grundkonsens aller geistigen, geistlichen, natürlichen und verstaatlichten politischen Kräfte, auf denen unsere Ordnung, diese Natur der Unnatur, ruht.

Tourismus ist aber jedenfalls auch Schwerkriminalität. Deshalb muß auch das Strafverfahrensrecht, recht straff verfahrend, institutionell in der Lage sein, den Sanktionsanspruch gegen touristische Täter in den Formen, ich betone, sagte der Bundesvogel, leger ein Mäuslein zu sich nehmend, in den Formen des normalen Strafverfahrens durchzusetzen. Dies ist qualitativ keine andere Aufgabe, als etwa das Strafverfahrensrecht durch geeignete Änderungen in den Stand zu setzen, mit anderen neueren Erscheinungsformen der Kriminalität, zum Beispiel der Wirtschaftskriminalität, fertig zu werden.

Die Wirtschaftskriminalität, etwa, haben wir, sagte der Bundesvogel, ein Auge schließend, die offen gehaltene Kralle vor das Mikrophon haltend, fest im Griff: Wir änderten vierunddreißig Paragraphen in der Strafprozeßordnung, vierzehn Zusätze erhielt das Strafgesetzbuch; die Mittel zur Bekämpfung der Wirtschaftskriminalität wurden verzehnfacht, Sonderkommissionen eingesetzt, die Bilanzen entschlüsseln und den gezielten Todesschuß für flüchtende Wirtschaftskriminelle abfeuern können.

Aber kommen wir zurück zum Tourismus. In die hier zu behandelnde Thematik gehören folgende Regelungen des Ergänzungsgesetzes zum 1. StVRG: -

Die Bestimmung der Höchstzahl der Verteidiger und Liberos, das Verbot der Mehrfachverteidigung und Raumdeckung, -

der Verteidigerausschluß wegen des Verdachts des Geschlechtsverkehrsmißbrauchs zur Begehung von Erbsünden und zur Gefährdung der Irrenanstaltssicherheit, -

die Befugnis zur Fortsetzung der Komödie ohne den angeklagten Touristen bei selbstverschuldeter Verhandlungsfähigkeit (Sonnenbrandstiftung etwa) und ordnungswidrigem Benehmen (Nacktauftritte zum Beispiel), -

die Neufassung der Vorschrift über die Abgabe von Steuererklärungen während der Tourismusverfolgungsfestspiele, -

die allumfassende Möglichkeit der Verkündung des Beschlusses über den Ausschluß der Öffentlichkeit in nichtöffentlicher Sitzung (etwa wenn, was ich gar nicht zu denken wage und besonders obszön ist, der Tourist die Motive für sein ekelhaftes Treiben an transpirativen Stränden darlegen will), -

die Verschärfung der Bestimmungen über die Ordnungsgewalt der Ordnungshüter gegenüber manchmal unordentlichen Vorsitzenden (Zeigen der Roten Karte).

Das Anti-Tourismusgesetz vom Dummen August 1876, fuhr der Bundesvogel schwer atmend fort, stellt den Gipfel staatlicher Fürsorge dar. Es brachte an verfahrensrechtlichen, verfassungsbedenklichen und gerüchtsbemessungsrächtlichen Änderungen: -

Erstreckung der erleichterten Verhängung der Untersuchungshaft auf Straftaten nach § 293 StGB (Unterstützung touristischer Vereinigungen), -

Erstreckung des Verteidigerausschlusses auf andere Verfahren (Beförderungserschleichung, Beischlafdiebstahl pp.) und die Einführung eines objektiven Ausschlußverfahrens (finaler Rettungsschuß für Verteidiger und Liberos), -

Überwachung der verkehrten Verteidiger, -

primäre Ermittlungszuständigkeit des Generalbundesschrats, -

gesetzliche Regelung der Zulässigkeit von Kontrollstellen und Identitätsfeststellungen zur Zerschlagung konspirativer Campingplätze, transpirativer Bettenburgen und kontemplativer Lehrstühle, -

Die Verpflichtung zu mündlichem Verkehr mit Verteidigern und Mittelstürmerinnen (fellatio hispanicus, resp. cunnilingus helveticus).

Lassen Sie mich zum Schluß kommen,

krächzte der Bundesvogel erschöpft. Wie der von uns allen zutiefst verehrte Strafrechtler Theodor Maunz, 1943, in seiner Schrift über Gestalt und Recht der Polizei, richtig feststellte, erweisen sich die Begriffe Sicherheit und Ordnung und Gefahr als so elastisch, daß schlechterdings jede gemeinschaftserhaltende, die völkischen Werte schützende, die Ordnung des Zusammenlebens stützende Haltung der Polizei mit ihnen gerechtfertigt werden kann.

Der Tourismus, der international operiert, ist eine Gefahr für uns alle. Daher habe ich Ihnen mitzuteilen, daß wir aus Gründen der Geheimhaltung das Parlament nicht mehr informieren können, die Öffentlichkeit vorsätzlich belügen, die Minister dem Präsidenten des Bunten Kriminalamts in Wiesbaden unterstellt und die Abteilung T (Tourismus) zum bewaffneten Arm der KWU (durch Kernkraft und Wirtschaftsgigantismus in den Untergang) gemacht haben.

Ich danke Ihnen fürs Zuhören. Krah, krah.

Konkret 01/79, S. 15

Fritz Teufel, Gerald Klöpper, Ralf Reinders, Ronald Fritzsch

Aus Teufels Küche

KONKRET-Dokument
Aus einem Interview mit Fritz Teufel, Gerald Klöpper, Ralf Reinders und Ronald Fritzsch (von der Bewegung z. Juni), -das der »Stern« nicht drucken wollte

Wie entstand die Bewegung z. Juni? Welche persönlichen und politischen Erfahrungen führten dazu, Stadtguerilla zu machen und in den Untergrund zu gehen?

Abgesehen davon, daß am z. Juni 1878 Kaiser Willem bei einer Ausfahrt im Tiergarten und während eines Staatsbesuchs des Schafts von Persien in Berlin Opfer eines Attentats wurde und mit schrotgespicktem kaiserlichen Hintern im Krankenhaus darüber sinnierte, was die Leute gegen ihn hätten, und abgesehen davon, daß am z. Juni 1967, wieder während eines Staatsbesuchs des Schafts von Persien, in Berlin der Student Benno Ohnesorg vom Kriminalbeamten Kurras in vermeintlicher (»putativ-«) Notwehr erschossen wurde, abgesehen davon also, entstand die Bewegung z. Juni durch eine Anzahl mehr oder minder lustbetonter Geschlechtsakte mehr oder minder biederer deutscher Eheleute in den vierziger und fünfziger Jahren, bei denen die späteren Protagonisten, Freaks und Freiheitstriebtäter der Bewegung z. Juni gezeugt wurden.

In der Fantasie von Staatsanwälten ist die Bewegung z. Juni einer von verschiedenen Vereinen zur Begehung terroristischer Verbrechen. Mit Mitgliedern, Satzung, Chefs, Spezialisten und Sympathisänten. Die Gemeinnützigkeit dieser Vereine wird vom Establishment geleugnet.

In der revolutionären Fantasie anderer Leute ist die Bewegung z. Juni eine subversive Kraft, die nach dem z. Juni 1967 entstanden und gewachsen ist. Mit dem Schauplatz in Berlin. Berlin, als einer von vielen Schauplätzen autonomer Bewegungen zur Veränderung der Gesellschaft. Aus einer kapitalistischen Ausbeutungs- und Entfremdungshölle zu einer sozialistischen Gesellschaft freier Menschen. Ohne Herrschaft. Ohne Zwang.

Tatsächlich war die Bewegung z. Juni Anfang der siebziger Jahre zunächst eine Art politisches Gesinnungsetikett für militante Aktionen gegen Besatzer, Klassenjustiz, Kapitalisten, Bullen und das verfilzte Dummbeutelregiment Berliner Lokalpolitiker.

Handelnde Leute waren immer aus der Szene oder Scene, die auftauchten, zuschlugen und verschwanden, wie es ihnen paßte. Nach bestem Wissen und Gewissen. Welche Erfahrungen diese Leute bewogen und bewegen? Die alltäglichen! Auf Schritt und Tritt die Fesseln der industriellen kapitalistischen Lebens- und Produktionsweise. Familie, Schule, Fabrik, Büro, Betrieb, Uni, Knast, Wohnsilo, der ganz gewöhnliche terroristische Irrsinn des kapitalistischen Alltags, der Jugendliche in aller Welt auf die Barrikaden und dazu trieb, mit neuen Formen des Zusammenlebens und des Kampfes zu experimentieren. Der Wunsch, selbständig zu leben. Nicht Anziehpuppe, Schräubchen, Roboter, manipulierter Konsumidiot einer von Profitinteressen gesteuerten gesellschaftlichen Als-ob-Natur zu sein.

Und was heißt Untergrund? Nach jeder Aktion, die nicht in den Kreis der allseits beliebten eigentümlichen Gesellschaftsordnung paßt, füllen die Bullen einen Tipzettel aus. Die und die und der und der könnten es gewesen sein. Polizeideutsch: »Mit Haftbefehl gesuchte terroristische Gewalttäter«. Und sobald du dein mehr oder weniger gelungenes Konterfei an den Litfaßsäulen entdeckst, kannst du wählen:

· Entscheidung für den Untergrund, den Polizeistaat, die Gesellschaft von gestern: stell dich der Polizei; laß dich gründlich aushorchen und beschnüffeln; ich wars nicht; vielleicht mein Kumpel; sitzt du notfalls ein paar Jahre auf Verdacht;

oder

· Entscheidung für den Untergrund, die Gesellschaft von morgen: leckt mich doch am Arsch; ein Leben auf der Flucht;

oder

· ist das Ganze vielleicht eine Bullenalternative? Die freie Wahl zwischen zwei mörderischen Existenzschablonen. Muß sich da für uns die Frage nicht ganz anders stellen? Das ist doch gerade die Aufgabe der Bewegung, die Schablonen und Zwangsjacken der Bullen unbrauchbar zu machen. Der Computer kennt nur ja oder nein, bzw. »I« oder »O« . Der Revolutionär kennt das Leben, lernt es von allen möglichen Seiten kennen. Es gibt fließende Übergänge zwischen Legalität und Illegalität. Leute, die nicht gesucht werden, können ungesetzliche Dinge tun. Leute, die gesucht werden, können jahrelang leben, ohne sich an irgendwelchen typischen Stadtguerillaaktionen zu beteiligen; etwa im Ausland leben, in Landkommunen oder mit. falschen Papieren in einem Büro, einer Fabrik oder sonstwo arbeiten.

Und was gestern erlaubt war, kann schor. heute verboten sein, wie es den Herrschenden in den Kram paßt. In den letzten Jahre haben die ein paar Dutzend Leute in den Gefängnissen mit neuen Gesetzen regelrecht zugeschissen.

Haben theoretische Schriften dabei eine Rolle gespielt?

Wenn die Frage darauf abzielt, welche Schriften zwecks Staatsschutz aus dem Verkehr gezogen werden müssen, alle! Alles, was die Fantasie anregt, ist gefährlich. Indianerbücher, Reisebeschreibungen, Illustrierte (der dressierte Mann im »Stern« ist unheimlich gefährlich.)

Ansonsten mögen diverse Schriften wohl Denkanstöße geben und Zusammenhänge vermitteln; die Motivation aber, bewaffneten Widerstand zu leisten, bezieht man aus den konkreten, praktischen Erfahrungen, der Rechtslosigkeit im Betrieb, der Wirkungslosigkeit verbalen Protestes, dem Normenterror, dem Widerspruch zwischen formalen Rechten und der realen Machtlosigkeit, sie auch tatsächlich durchzusetzen.

»Man soll sich den Schritt in die Illegalität nicht leicht vorstellen« hat Horst Mahler gesagt. Wie verändert man sich in der Illegalität?

Man soll sich überhaupt nichts leicht vorstellen. Illegalität, Legalität, Fabrik, Knast, CDU, SPD - immer haben wir die freie Wahl zwischen igitt und pfuibäh. Keiner wird freiwillig illegal, und wenn wir illegalisiert werden, dann wehren wir uns gegen die Schablonen »Illegalität« und »Terrorismus«. Wir wehren uns und leisten Widerstand. Genau wie das in allen anderen Lebensbereichen und Situationen möglich und nötig ist.

Illegalität ist nichts Besonderes, das kann jedem passieren, wie ein Tritt in die Hundescheiße. Das beweisen die Verfolgungen der Kernkraftgegner von Brokdorf und Grohnde ebenso wie die Razzien gegen die Frankfurter Frauengruppen z.B.

Wir werden uns hüten, Illegalität zu glorifizieren oder zu dämonisieren. Sie ist im Polizeistaat was ganz Alltägliches. Wir müssen nüchtern bleiben. Mahler hat mal gesagt: »Die revolutionäre Politik ist notwendig kriminell« und wurde als Verfasser einer Broschüre genannt, die sich großer Beliebtheit erfreute. Damals stand er in einem Wald von Ausrufezeichen: Begreift endlich! Macht endlich! Tut was! Heute steht er in einem Wald von Fragezeichen und läßt sich dem gebildeten Publikum als antiterroristische Vogelscheuche präsentieren. Dabei ist Makler wohl immer aufrichtig; gelangte aber wie manch einer vom Überschwang der Begeisterung zum Überschwang der Bitterkeit.

Was not tut, ist ein nüchternes Verhältnis zur Wirklichkeit. Auch zur Wirklichkeit der Illegalität. Wir sehen im Mischwald der Wirklichkeit unseres progressiven Alltags Ausrufezeichen und Fragezeichen und manches A mit Kringel rum. Aktionsfähigkeit, Begeisterung und »drauf« sein und die Fähigkeit zur Selbstkritik (wozu auch gehört, die Kritik anderer ernstzunehmen, auch wenn die Bullen jede Art von Kritik am Kampf für sich auszuschlachten bemüht sind) dürfen einander nicht ausschließen.

Versperrt nicht die Illegalität den Zugang zu den Massen, die man eigentlich erreichen will?

Illegalisierung ist ein Mittel der Bullen, Leute zu isolieren, die sie für gefährlich halten. Klar. Aber Isolation herrscht in allen Lebensbereichen; der Kampf gegen die Isolation, für Solidarität ist die Hauptaufgabe jeder revolutionären Praxis.

Aber nicht die Illegalität versperrt den Zugang zu den Massen, sondern der möglicherweise daraus resultierende stinkende Avantgarde-Dünkel.

Im übrigen sind wir keine Prediger, die »den Massen« die Heilslehre bringen. Funktion der Guerilla ist es, die Möglichkeiten des Widerstandes gegen einen scheinbar allmächtigen Staat und seine Nutznießer aufzuzeigen und zu organisieren. Wenn KKW-Gegner durch Bauplatzbesetzungen oder Sabotage die Verwüstung ihrer Umwelt verhindern, wenn Frauengruppen Abtreibungsfahrten oder Kliniken organisieren, wenn Schüler sich durch anonyme Bombendrohungen einen Tag Befreiung vom Leistungsterror in den Lernfabriken erkämpfen, dann ist das auch eine Art Guerilla. Guerilla ist keine Religion, sondern die Kampfform gerade der Massen.

In der RAF gab es starke hierarchische Tendenzen. Wie sieht das in der Bewegung z. Juni aus? Wie wurden Entscheidungen getroffen? Wie war das Verhältnis zur RAF?

Wir wissen nicht so viel über die RAF. Aktive RAF-Leute sagen immer, daß bei ihnen Zärtlichkeit und Kollektivität herrschen. Beim z. Juni unterdrücken die Frauen die Männer und die Proleten die Studenten, sowie umgekehrt. Entscheidungen werden durch Würfeln oder Schlägereien getroffen, aber immer falsch.

Unser Verhältnis zur RAF ist sehr erotisch und verwandtschaftlich.

Karl-Heinz Dellwo hat geäußert, durch manche Aktionen würden die Sympathisanten vor den Kopf geschlagen. Ist es so, wie Bommi Baumann sagt, daß jetzt nach Gesetzmäßigkeiten gehandelt wird, die man nicht mehr selber

bestimmt?

Es stimmt. Die Flugzeugentführung nach Mogadischu war volksfeindlich. Es gibt sogar eine Theorie, wonach es »populistisch« sei, nach der Sympathie des Volkes zu gieren und revolutionär, sich einen Scheißdreck drum zu kümmern. Wir haben uns für den Populismus entschieden, weil es bei unserem blendenden Aussehen ohnehin unmöglich ist, die Sympathie der Volksmassen loszuwerden.

Bommi Baumann handelt nach der Gesetzmäßigkeit, daß er von Zeit zu Zeit Geld braucht und seine inzwischen bekannten Geschichten nur verkaufen kann, wenn er sich was Neues einfallen läßt. Wie z.B. atomare Erpressung durch »Terroristen«. Hier hört für uns der Spaß auf. Es waren rassistische Amis, die die ersten Atombomben auf japanische Millionenstädte werfen ließen. Und wir fürchten schon lange, daß die atomaren Profitgeier und die politisch Verantwortlichen nach dem ersten größeren KKW-Unfall oder Atomwaffenunglück den Volkszorn auf UNS lenken wollen.

Daß sich Bommi für sowas hergibt, zeigt, wohin es führen kann, wenn man sich zur Propagandanutte der Herrschenden machen läßt.

Sah die Bewegung z. Juni bei ihrer Gründung die Bundesrepublik als faschistischen Staat an, wie sieht sie den Staat heute? Hat sich die Analyse entscheidend verschoben?

Quatsch! Die BRD war und ist nicht faschistisch. Aber die staatstragenden Bürokratien, allen voran Polizei und Justiz, funktionieren unverändert, nicht erst seit dem 3. Reich, sondern schon seit Kaiser Willem und auch in der Weimarer Republik im Sinne der Herrschenden, der Reaktion, des Kapitals. So ist es in jeder Klassengesellschaft. Und es sind diese staatstragenden Bürokratien, die besonders in Krisenzeiten Terror von rechts absegnen und Terror von staatswegen betreiben.

Dabei fühlt sich der einzelne Richter, Staatsanwalt und Bulle durchaus »unbefangen«. Der Repressionsapparat funktioniert durch (preußischen) Drill und (Klassen-) Reflexe. Blind wären wir, wenn wir keinen Unterschied sähen zwischen Freislerschen Verhandlungen am Nazi-Volksgerichtshof, die in 10 Minuten zu dem Urteil »Rübe ab« führten, und unserem Prozeß, der sich über Monate und Jahre hinquälen wird, zu einem Urteil, das kaum weniger feststeht, aber immer bemüht, den rechten staatlichen Schein zu wahren. Wir dürfen sogar noch Interviews geben, - sehr nett!

Konkret 01/79, S. 17

Karl-Heinz Hansen

Ermächtigung ohne Gesetz

Der SPD-Bundestagsabgeordnete Karl-Heinz Hansen über die illegale Briefkontrolle des BND

Unter den 250 zuständigen Bediensteten des nichtöffentlichen Dienstes wurde das Ereignis wenigstens noch diskutiert: ob dann die säckeweise von der Post zu den BND-Außenstellen gekarrten Briefe schneller und besser mit Holz- oder mit Elfenbeinstäbchen zu öffnen seien.

Die verantwortlichen Verwalter solcher Zustände aber fanden alles in der eingewöhnten rechten Ordnung: es werde »nur ein Bruchteil des Postaufkommens« zwischen Ost und West vom BND mitgelesen (so His Masters Voice am 15. November 1978), um rechtzeitig einen Angriff aus dem Osten auf die Bundesrepublik erkennen zu können.

Von Experten wird unwidersprochen der »Bruchteil« auf ein bis zwei Prozent des Post- und Telefonverkehrs geschätzt. Das bedeutet: täglich wird in etwa 10.000 Briefen von Deutschland nach Deutschland geschnüffelt, werden so viele Telefongespräche abgehört wie technisch möglich. Absender und Empfänger sowie Gesprächsteilnehmer werden registriert; »Erkenntnisse« von der BND-Zentrale in Pullach »ausgewertet«. Das heißt auch, daß Daten an die anderen Dienste, Verfassungsschutz und Militärischer Abschirmdienst, weitergegeben werden.

Diese Praktiken sind weitgehend ungesetzlich; sie widersprechen darüberhinaus sogar den Absichten der Urheber der Notstandsverfassung; sie stiften innen- und außenpolitischen Schaden, ohne irgendeinen Nutzen für mehr innere oder äußere Sicherheit; sie geschehen ohne ausreichende Kontrolle durch Exekutive wie Legislative.

Unbestreitbar sind Bundesnachrichtendienst und Militärischer Abschirmdienst ohne gesetzliche Festlegung und Abgrenzung ihrer Aufgaben, Befugnisse und Verantwortlichkeiten tätig. Dieser Mangel an Rechtsstaatlichkeit läßt deren Tätigkeit im Zwielicht und fördert öffentliches Mißtrauen. Eine Änderung dieses Zustands ist nicht in Sicht.

Abgesehen von der Tatsache, daß das Briefgeheimnis durch Artikel 8 der Menschenrechtskonvention grundsätzlich geschützt ist, wird eine millionenfache Verletzung von Grundrechten durch das »Gesetz zur Beschränkung des Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnisses« (G 10) nicht gedeckt. Die Anordnung von Beschränkungen des Grundrechts nach Art. *10 GG »zur Abwehr drohender Gefahren für die freiheitliche demokratische Grundordnung«* darf jedenfalls nach § 2 des Gesetzes nur in bestimmten Einzelfällen und bei *»tatsächlichen Anhaltspunkten für den Verdacht«* auf Straftaten getroffen werden. Auch die *»Sammlung von Nachrichten über Sachverhalte, deren Kenntnis notwendig ist, um die Gefahr eines bewaffneten Angriffs auf die Bundesrepublik Deutschland rechtzeitig zu erkennen und einer solchen Gefahr zu begegnen« (§ 3),* rechtfertigt nicht die massenhafte, nur durch Personal und Technik begrenzte Überwachungspraxis des Bundesnachrichtendienstes. Der stets gültige Rechtsgrundsatz der Verhältnismäßigkeit der Mittel ist in diesem Fall nicht mehr gewahrt.

Höchst zweifelhaft bleibt, ob die *»erlangten Erkenntnisse und Unterlagen«* tatsächlich nicht »zum *Nachteil von Personen«* verwendet werden, wie vom G 10-Gesetz ausdrücklich verboten. Die Weitergabe der ohne Kenntnis betroffener Bürger ermittelten Daten vollzieht sich in der rechtlichen Dunkelzone von technischer Hilfe und Amtshilfe, die nur gelegentlich etwas aufgehellt wird.

Die Lektüre der Protokolle des Bundestages über die Beratung des G 10-Gesetzes im Rahmen der Notstandsdebatte von 1968 läßt nur den Schluß zu, daß niemand sich eine derart massive Ausweitung der Ermächtigung zur Grundrechtsbeschränkung von Artikel 10 des Grundgesetzes auch nur in Umrissen vorgestellt hat. Die nur ausnahmsweise bekanntgewordene exzessive Praxis des Bundesnachrichtendienstes gibt im Gegenteil denen recht, die schon damals vor der »Gefährlichkeit« einer solchen »Generalklausel, die der Willkür Tür und Tor offenlassen« (Busse, FDP) und wonach »jeder von uns auf eine sehr gefährliche Weise »überwacht werden kann« (Dr. Güde, CDU/CSU), gewarnt haben. Ebenso haben sich die wiederholten ernsten Bedenken (Genseher, FDP und Matthöfer, SPD) gegen den durch Gesetz ausgeschlossenen Rechtsweg für Betroffene und dessen Ersatz durch eine zustimmende »unabhängige« Kommission und durch ein nachträglich überprüfendes Kontrollgremium des Parlaments (sogenannte »politische Lösung«) als überaus berechtigt erwiesen.

Wenn die »Aufklärer« des BND die Ermächtigung zur »strategischen Überwachung« von Millionen Briefeschreibern und Telefonierenden zwischen Ost und West (als »not-wendige) für sich reklamieren, um »die Gefahr eines bewaffneten Angriffs auf die Bundesrepublik Deutschland *rechtzeitig* Zuerkennen« (§ 3, G 10-Gesetz), dann haben sie praktisch den *»Spannungszustand«* ausgerufen. Diese Auffassung von einer akuten Bedrohung der Bundesrepublik dürfte kaum in Einklang stehen mit der offiziellen Entspannungspolitik der Koalitionsregierung. Oder sollte die Berufung auf eine solche »Not-wendigkeit« nur der legale Vorwand sein, um illegale Grundrechtseinschränkungen im Innern des Landes zu rechtfertigen?

Das allerdings würde Liberalität und Rechtsstaatlichkeit weiter abbauen, ein weiterer Schritt sein auf dem Weg in einen Zustand, der unkontrolliert von dem einer belagerten in den einer blockierten Gesellschaft überginge. Vorgezeichnet ist der Weg der Grundrechtseinschränkungen zum Beispiel durch die »Notstandsverfassung«, durch die »Sicherheitsgesetze« von 1972 (die u.a. den Geheimdiensten die Generalklausel vom Gebrauch »nachrichtendienstlicher Mittel« bescherte), durch die darauffolgenden gesetzlichen Einschränkungen ordnungsgemäßer, rechtsstaatlich garantierter Verteidigung vor Gericht (Verteidigerausschluß, Beschränkungen des schriftlichen Verteidigerverkehrs, Übertragung richterlicher Befugnisse auf die Staatsanwaltschaft, Kontaktsperre-Gesetz, usw.), durch die fälschlich so genannte »Anti-Terror-Gesetzgebung« (Trennscheibe, Kontrollstelle, Identitätsfeststellung, Durchsuchung von Gebäuden, erweiterter Verteidigerausschluß) und nicht zuletzt durch die unsägliche Praxis des »Extremistenerlasses«.

»...Eine geschlossene Analyse aller seit 1949 vorgenommenen Grundrechtseinschränkungen gibt es bezeichnenderweise nicht. Gäbe es sie, sie würde manchen ... zum Erstaunen bringen« (Matthöfen SPD, am 30. Mai 1968). Auch heute gibt es eine solche gewichtende Übersicht nicht. Aber die schon 1968 vom heutigen Bundesminister Matthöfer erkannte »schleichende Entdemokratisierung« ist weitergegangen.

Nicht wundern darf das die berufenen Kontrolleure. Spätestens seit dem rechtswidrigen Lauschangriff im Fall Traube müßte allen klar sein, daß Nachrichtendienste ihrer Natur nach zu unkontrollierter Eigendynamik neigen. Besonders der Bundesnachrichtendienst hat in der Vergangenheit auftragswidrig Inlandsaufklärung betrieben. Das Spannungsverhältnis zwischen rechtsstaatlichen Grundsätzen und den gefährlichen Praktiken geheimdienstlicher Tätigkeit verlangt nach einer besonders intensiven Kontrolle durch Exekutive und Legislative.

Wie der oberste politische Dienstherr des Bundesnachrichtendienstes und Chef des Bundeskanzleramtes, Dr. Schüler, und der Herr Regierungssprecher die sowohl quantitativen wie qualitativen Ausweitungen der »Ermächtigung« des Bundesnachrichtendienstes selbstverständlich und »legal« rechtfertigen, läßt allerdings so viele Zweifel an richtigem Bewußtsein und Sensibilität für die Wahrung verfassungsrechtlich garantierter Grundrechte aufkommen daß eine die Eigendynamik der Geheimdienste beschränkende Dienstaufsicht von den Spitzen der Exekutive kaum zu erwarten ist.

Wer ist hier der Verfassungsfeind?

Und die Kontrolle durch das Parlament? Großes Hindernis für die parlamentarische Überprüfung der geheimdienstlichen Abhör- und Mitlesepraxis ist die Tatsache, daß alle Gremien lediglich das nachprüfen können, was ihnen mitgeteilt wird. Welche geheimen Betätigungen den geheim tagenden parlamentarischen Kontrolleuren und nachrichtentechnischen Laien in welchem Umfang unterbreitet werden, bestimmen die Geheimdienste. Damit »kontrollieren« sie sich letztlich selbst.

Gegen eine schleichende Verfassungsänderung durch eine faktische Nebenregierung der Geheimdienste sich zur Wehr setzen, bedeutet wahren »Gehorsam« gegenüber dem Grundgesetz. Wenn außergesetzliche Praktiken der Geheimdienste zufällig und ausnahmsweise bekannt werden (wer ist denn hier der »Verfassungsfeind«!), sind das ganze Parlament und die gesamte Öffentlichkeit zur demokratischen Kontrolle, zur uneingeschränkten Untersuchung der Vorfälle aufgerufen, um wenigstens eine der wenigen überlieferten Errungenschaften aus der Französischen Revolution, das Postgeheimnis, vor völligem Verfall zu retten.

Konkret 01/79, S. 19

Wie dumm ist der Verfassungsschutz?

Protokoll einer Anwerbung

Am 12. April 1978, gegen 11 Uhr abends, klingelt bei Matthias K. in Lübeck das Telefon. Die Mutter nimmt den Hörer ab. Es meldet sich ein »Wolfgang aus Frankfurt«, der Matthias sprechen möchte. Die Mutter erklärt dem Anrufer, daß Matthias nicht zu Hause ist.

Am nächsten Abend ruft Wolfgang wieder an. Diesmal ist Matthias am Apparat. Wolfgang sagt, er rufe aus Frankfurt an und möchte Matthias gern umgehend sehen. Matthias meint, Wolfgang schon einmal in Berlin begegnet zu sein und willigt ein. Da es ein Ferngespräch ist, will Matthias nicht lange reden. Er werde ja bei dem Treffen sehen, wer Wolfgang ist.

Da sich die beiden nicht sofort auf einen Termin einigen können, verabreden sie, am nächsten Tag noch einmal zu telefonieren.

KONKRET 1/79

Am 14. April ruft Wolfgang gegen 15 Uhr an. Matthias ist nicht da. Kurz vor 19 Uhr meldet Wolfgang sich wieder. Matthias möchte ihn bitte sofort bei der Lohmühle vor der Spedition Otto Longuet abholen. Matthias stimmt zu und beschreibt seinen Wagen, einen blauen Ford 17 M. Dann fährt er los.

Um 19 Uhr stoppt Matthias vor der Spedition und lädt Wolfgang zu sich ins Auto. Sie fahren zum Restaurant »Motel zur Lohmühle« und betreten das Lokal durch den Hintereingang. Wolfgang bestellt für sich und Matthias Kaffee.

So beginnt die »Kontaktaufnahme« eines Verfassungsschutz-Beamten zu einem Mitglied der Lübecker »Sponti-Szene«. Und so etwa werden derartige Treffen wohl immer arrangiert. Nur gehen sie zumeist nicht so aus wie in diesem Fall.

Matthias hat Kontakt zur Lübecker Knastgruppe, arbeitet auch gelegentlich mit. Das erklärt offenbar das Interesse jenes Wolfgang an einem Gespräch mit ihm. Politische Polizei, Bundeskriminalamt und Verfassungsschutz vermuten enge Kontakte der Knastgruppen zur terroristischen Szene. So wird immer wieder versucht, V-Leute in diese Gruppen einzuschleusen: mit dem Erfolg, daß sich die Gruppen aus Angst vor Spitzeln dann oft tatsächlich konspirativ verhalten - auch wenn es in Wirklichkeit vielleicht überhaupt nichts zu verbergen gibt.

Die Lübecker Gruppe, die seit etwa eineinhalb Jahren besteht, stellt ihre Arbeit so dar: *»Wir besuchen Gefangene und führen Gespräche mit ihnen, schreiben Briefe oder schicken Pakete, laden zum Urlaub ein, besorgen Anwälte und versuchen, Entlassenen weiterzuhelfen. Wir wollen diesen Menschen helfen, ihre Isolation im Knast zu bekämpfen. Wir machen keinen Unterschied zwischen politischen und sozialen Gefangenen. Unser Ziel ist die Abschaffung aller Knäste. Als Alternative zum Knast setzen wir den Aufbau von Wohngemeinschaften und Kollektiven, in denen Gefangene die Aufhebung ihrer Isolation in der Gesellschaft erfahren und lernen, gemeinsam und in gegenseitiger Verantwortung zu leben. «*

Das klingt in der Tat nicht gerade kriminell, eher nach Sozialarbeit. Doch darüber wollte »Wolfgang aus Frankfurt« nichts erfahren. Ihm ging es um Handfesteres.

Zunächst ist Matthias mißtrauisch, denn er hat sich »Wolfgang« anders vorgestellt. Er fragt ihn, wer er ist und woher er kommt.

Wolfgang: *»Ich komme aus Frankfurt, da gibt es so ein Projekt, um die Sponti-Szene enger zusammenzuführen. Die Leute reisen jetzt im gesamten Bundesgebiet rum und versuchen, die Spontis zu engerer Zusammenarbeit zu bewegen«.*

Matthias: *»Da Gerd ich ja neugierig. Aber wie seid ihr dabei gerade auf mich gekommen?«*

Wolfgang: *»Du bist uns als sehr vertrauenswürdiger Genosse benannt worden.«*

Matthias: *»Kannst Du das Projekt näher erläutern?«*

Wolfgang: *»In allen größeren Städten ist die Sponti-Szene sehr zerstritten. Wir haben uns überlegt, was wir da tun können, um die Spontis zu einen. Wir haben vor, einen organisatorischen Rahmen zu schaffen, damit man gemeinsam vorgehen kann. Der bewaffnete Kampf ist auch dabei. «*

Der bewaffnete Kampf ist also auch dabei, wenn ein Verfassungsschützer die linke Szene vereinigen will. Beispiele aus der Vergangenheit zeigen, daß es nicht immer nur bei der Theorie bleibt. So lieferte - darüber bestehen keine Zweifel - ein Mitarbeiter des Berliner Landesamtes für Verfassungsschutz seinerzeit Waffen an die entstehende Rote Armee Fraktion. Aus dem Verfassungsschutzarsenal kam auch die Bombe, die damals im Jüdischen Gemeindehaus in Berlin gefunden wurde.

Wolfgang: *»Kannst Du Leute aufnehmen?«*

Matthias vermutet, daß Wolfgang von der Polizei gesuchte Genossen meint und antwortet: *»Weiß ich nicht. Jedenfalls nicht so schnell. Müßte da erst Quartier klarmachen. Was hältst du denn vorn bewaffneten Kampf?«*

Wolfgang: »*Das würde ich wie du einschätzen.«*

Matthias ist die ganze Geschichte nicht geheuer, und er spricht in den nächsten Tagen mit Freunden aus der Knastgruppe. Sie kommen zu dem Schluß, daß »Wolfgang« ein Spitzel ist, und beschließen, ihn zu enttarnen.

Das nächste Treffen wird für den 11. Mai, 16 Uhr, in einer Lübecker Kneipe arrangiert. Die Leute von der Knastgruppe haben vorgesorgt. Außer Matthias soll diesmal noch ein weiteres Mitglied an dem Gespräch teilnehmen, andere postieren sich vor dem Lokal: Draußen ist man mit einem Fotoapparat ausgerüstet, drinnen mit einem Tonbandgerät. Der Verfassungsschützer soll mit seinen eigenen Mitteln geschlagen werden.

»Wolfgang aus Frankfurt< sitzt nun also zwei Personen gegenüber. Damit hat er nicht gerechnet. Unsicher beginnt er, seine Story von der Vereinigung der Sponti-Szene noch einmal abzuspulen. Daraus entwickelt sich eine Diskussion über politische Standpunkte und Strategien, bei der der Verfassungsschützer hoffnungslos ins Schwimmen gerät. Dann wird es konkret.

Auszug aus dem Tonbandprotokoll (KG = Knastgruppenmitglied):

KG: Was und wo sind die Leute, die da was auf die Beine bringen wollen?

Wolfgang: Es sind Leute aus Berlin, Frankfurt und München, da sind ein paar Rechtsanwälte darunter.

KG: Und wie seid ihr an die Adresse und an die Telefonnummer gekommen?

Wolfgang: Aus Berlin, mehr kann ich dazu nicht sagen. Wie gesagt, an die Regeln der Konspi halte ich mich streng.

KG: Also du sagst, das sind ein paar Leute aus Frankfurt, Berlin und München, die organisatorisch was machen wollen?

Wolfgang: Ja, wir wollen sehen, was man machen kann, wie man die Leute aktivieren kann.

KG: Das Entscheidende ist, auf welche inhaltliche, auf welche politische Ebene, auf welche Punkte und Vorstellungen man sich einigt.

Wolfgang: Ja, wenn es da um den bewaffneten Kampf geht, dann bin ich nicht dabei ... aber die Möglichkeit, daß das am Rande mitläuft, besteht.

KG: Was für eine Möglichkeit besteht?-

Wolfgang: Die Möglichkeit, daß das am Rande mitläuft.

KG: Also das ist geplant von den Leuten, von denen du sprichst?

Wolfgang: Es gibt ein paar Leute, die dafür sind, sowas zu machen.

KG: Was hast du denn bisher gemacht?

Wolfgang: Also, ich halte mich da sehr zurück. Das hängt mit meiner beruflichen Tätigkeit zusammen. Ich war mal bei der »Quick« beschäftigt, und da bin ich rausgeflogen.

KG: Bei der »Quick«?

Wolfgang: ... ja, damals, als sie noch liberal war.

KG: Also deine Praxis ist sehr gering. Worin besteht sie denn nun? Oder besteht sie überhaupt nicht? Man muß das wissen, um einen einschätzen zu können.

Wolfgang: (schweigt)

KG: Also du willst mit anderen zusammen Gruppen in den Städten bilden. Wenn du schon nichts Berufliches machst, was machen denn die anderen? Wer ist denn dabei?

Wolfgang: Zwei Rechtsanwälte aus Berlin. Einer heißt Elfferding, ein anderer kommt noch hinzu.

KG: Ja, was macht ihr denn? Guck mal, du bist uns völlig unbekannt ...

Wolfgang: Ja, ihr auch. Darüber soll kein Streit entstehen.

KG: Ja, und deswegen müssen wir uns inhaltlich unterhalten ... Wir haben gesagt, was uns interessiert, dazu mußt du was sagen. Dann kannst du fragen, was dich interessiert.

Wolfgang: Also, darauf war ich nicht vorbereitet. Ich fühle mich da von euch überrollt.

KG: Ja, wie stellst du dir das denn weiter vor?

Wolfgang: Also, der Elfferding hat den Vorschlag gemacht, daß man da publizistisch was unterbringen kann, über Bug, Spontis - was ihr so macht, über den nExtraDienst«...

KG: »Extra-Dienst«?

Wolfgang: Das war nicht mein Vorschlag, das war nicht mein Vorschlag! Das ist nicht meine Sache. Nur: die sagten, sprich mal mit denen darüber, wie es bei ihnen so aussieht.

KG: Aber worüber willst du denn diskutieren? Du willst ja keine politischen Fragen erörtern.

Wolfgang: Also es geht darum, den Kontakt zu halten.

KG: Mit Kontakthalten ist es aber nicht getan.

Wolfgang: Also seid ihr bereit, euch an dieser Sache zu beteiligen?

KG: Woran?

Wolfgang: Über die Lübecker Szene was zu schreiben.

KG: Was interessiert denn da genau?

Wolfgang: Was für Gruppen da arbeiten, woran diese Gruppen arbeiten, was sie so machen.

KG: Wieso den »Konspi«, wenn sowieso alles veröffentlicht werden soll?

Wolfgang: Wir nennen keine Namen.

KG: Was.soll das?

Wolfgang: War ein Vorschlag von Elfferding. So arbeitet er, genau so.

KG: Nee, das tut er nicht.

Wolfgang: Also können wir so verbleiben, daß ein Mann kommt, der kompetenter ist als ich?

KG: Hast du eine Telefonnummer, daß wir dich erreichen können?

Wolfgang: Nur postlagernd.

KG: Na, so läuft ne Kontaktaufnahme nicht. Da kämmt so ein xy-Typ an und will nur einseitige Informationen haben, sagt aber selber nichts, es finden nicht einmal politische Diskussionen statt. So kann das nicht laufen! Wir können es ja so machen, daß wir mal zu uns gehen und dort weiter diskutieren.

Wolfgang: Heute abend.

KG: Aber warum, wir können auch jetzt 'nen Spaziergang machen.

Wolfgang: Ich halte Kneipen für sicherer, du kannst ne andere Auffassung haben, aber ich weiß nicht...

KG: Warum willst du denn nicht mitkommen? Du kennst uns, hast unsere Adresse aber du bist uns nicht vertraut, wir haben ein paar Sachen angerissen und wollen nun intensiver darüber ...

Wolfgang: Ich möchte zahlen.

KG: Du hast doch gesagt, daß du den ganzen Tag Zeit hast.

Wolfgang: Ich möchte zahlen, ich komme nicht mit. Ein Taxi bitte!

KG: Also, so wie du dich verhältst, halte ich dich für einen Spitzel, für einen ganz miesen Spitzel.

Wolfgang: Das steht dir völlig frei.

»Wolfgang« erhebt sich mit allen Anzeichen von Panik, seine Beamtenwürde nur mühsam wahrend. Draußen fällt den wartenden Knastgruppen-Leuten auf, daß mehrere zivile Fahrzeuge vor der Kneipe mit Funkgeräten ausgerüstet sind, die von den Insassen auch reichlich bedient werden. Dann kommen Wolfgangs Gesprächspartner aus der Gaststätte. »Wolfgang« weigert sich, das Lokal zu verlassen. Das von ihm gerufene Taxi rollt an, wird von den Knastgruppen-Leuten bezahlt und wieder weggeschickt. Die Zivilen in ihren Autos funken hektisch.

Dann versucht »Wolfgang«, das Lokal durch einen Hinterausgang zu verlassen. Die Knastgruppen-Leute merken das, halten ihn fest und versuchen, ihn in einen Wagen zu zerren. Da beginnt Wolfgang um sich zu schlagen und laut nach der Polizei zu rufen. Doch seine Kollegen greifen nicht ein.

Es gelingt den Knastgruppen-Leuten nicht, Wolfgang in den Wagen zu schaffen. Doch sie können ihm sein Notizbuch, ein Schlüsselbund und ein Exemplar der »Frankfurter Rundschau« abnehmen. Schließlich machen sie noch zwei Fotos, die auch relativ gut geraten. Dann lassen sie ihn laufen.

In dem Notizbuch stehen die Telefonnummern von Wolfgangs Kontaktpersonen: im Bundeskriminalamt, im Landeskriminalamt Wiesbaden usw. usw.

Foto und Telefonnummern kursieren jetzt in der Sponti-Szene. Und wenn »Wolfgang« nicht wegen Dummheit entlassen wurde, dann spitzelt er noch heute. (Vielleicht hat er sich ja inzwischen seine Karl-Marx-Mimikry abrasiert).

Konkret 01/79, S. 22

Gerhard Schröder

Für das Tribunal!

Gerhard Schröder, Bundesvorsitzender der Jusos, über das Russell-Tribunal, das seine Arbeit am 3. Januar in Köln fortsetzt

Der erste Aufruf des Russell-Tribunals fand in den Medien ein überwiegend negatives Echo. Schon das Vorhaben, ein Russell-Tribunal über die Bundesrepublik Deutschland durchzuführen, wurde als Zumutung begriffen. Nicht zuletzt deshalb, weil die veröffentlichte Meinung in der Anfangsphase den unzutreffenden Eindruck vermittelte, als sollten bestimmte gesellschaftliche Erscheinungen in der BRD in eine Kontinuität mit der amerikanischen Aggression in Vietnam und der faschistischen Diktatur in Chile gestellt werden. Hinzu kam, daß einige Unterstützerkomitees bisweilen den Eindruck vermittelten, als gehe es dem Russell Tribunal um eine undifferenzierte Verurteilung der Bundesrepublik.

Dieser Eindruck und - in einigen Fällen - die personelle Zusammensetzung der Jury sowie die Identifikation der SPD mit dem Staat führten zu einer Vorverurteilung des gesamten Vorhabens durch die SPD, aber auch durch die FDP sowie die von beiden Parteien getragene Bundesregierung, die sogar die Möglichkeiten eines Einreiseverbots für die Jury-Mitglieder erörtert hat.

Auch die DKP diffamierte das Russell-Tribunal. Was dazu führte, daß ein Mitglied der DKP, das seinen Fall zur Verhandlung präsentierte, deshalb aus der Partei ausgeschlossen wurde. Das »Reinheitsgebot«, dem sich die DKP verpflichtet fühlt, ist Zeichen einer programmatischen Erstarrung, die auch wieder auf ihrem letzten Parteitag deutlich geworden ist. Daß die Hamburger Initiative »Weg mit den Berufsverboten« eine ähnliche Position eingenommen hat, ist bedauerlich. Man kann nur hoffen, daß sich diese Haltung ändert.

Der undifferenzierten Einschätzung des Russell-Tribunals durch die genannten Parteien sind Mitglieder der Jury und des deutschen Beirats des Tribunals entschieden entgegengetreten. Sie haben deutlich gemacht, daß die behauptete Kontinuität gerade nicht besteht, sondern daß es dem 3. Russell-Tribunal darum gehe, Deformationsprozesse einer liberal verfaßten politischen Demokratie, die auf der Basis kapitalistischer Produktionsverhältnisse existiert, aufzuzeigen.

Daß hierfür die Bundesrepublik als Beispiel ausgewählt wurde, heißt nicht, daß in anderen Ländern mit gleicher Wirtschafts- und Sozialordnung derartige Probleme nicht existierten. Aber die BRD bot sich an: wegen der besonderen Rolle, die sie wirtschaftlich und auch politisch gegenwärtig spielt. Hinzu kam, daß es kein westeuropäisches Land gibt, in dem ein undifferenzierter emotionaler Antikommunismus eine derart große Rolle spielt und zu Erscheinungen wie den Berufsverboten führt.

Zwischen den Jungsozialisten und dem deutschen Beirat des Russell-Tribunals wurden sehr bald Kontakte hergestellt. So erhielten die Jungsozialisten gegenüber der Gesamtpartei einen Informationsvorsprung und konnten das Vorhaben emotionsfreier bewerten.

Im gleichen Maße, wie das Ziel des Russen Tribunals, öffentlich den Verfassungsanspruch an der Verfassungswirklichkeit zu messen, deutlich wurde, wurde die Unterstützung des Russen Tribunals durch die Jungsozialisten möglich und konnte endgültig gegeben werden, als klar war, daß

a) innengewerkschaftliche Probleme und

b) die SPD als Partei nicht Untersuchungsgegenstand des Russell Tribunals werden würden.

Es hat sich als richtig erwiesen, die Berufsverbote in der Bundesrepublik als Thema der ersten Verhandlungsperiode des Tribunals zu wählen. Der Ansatz der Diskussion um demokratische Rechte in der Bundesrepublik wurde dadurch dort gesucht, wo Betroffenheit zur Zeit am stärksten ist. Das Tribunal bemühte sich aber auch, von einer verengten Falldiskussion wegzukommen, und hat daher die Berufsverbote in den ganzen Komplex der damit verbundenen historischen, politischen und ökonomischen Fragen eingeordnet. Der Bericht bedient sich in der Beschreibung der Voraussetzungen dieser Art staatlicher Repression nicht bloß einer rein juristischen Argumentation, sondern er analysiert den ökonomischen und politischen Zusammenhang. Diese Art der Behandlung des Themas arbeitet einmal die Notwendigkeit einer neuen Strategie im Kampf gegen den Abbau demokratischer Rechte heraus, weil sie klarmacht, daß der Kampf gegen die Berufsverbote eingebunden bleiben muß in den Kampf für die Erhaltung der politischen Demokratie, und sie leitet gleichzeitig über zur zweiten Verhandlungsperiode des Tribunals, auf dem Fragen der Zensur, der Einschränkung der Verteidigerrechte und der Rolle des Staatsschutzes begutachtet werden sollen.

An die Stelle der wütenden Ablehnung des Russell-Tribunals und an die Stelle einer aggressiven Haltung ist inzwischen eine kritische Distanz, ja zum Teil produktive Nachdenklichkeit getreten. Die Diskussion um die Berufsverbote wird heute viel offener geführt. Das ist auch ein Verdienst des Russell-Tribunals. Seine seriösen Ergebnisse zeigen, daß die Unterstützung der Jungsozialisten richtig war. Sie wird daher fortgeführt werden.

Auch die zweite Sitzungsperiode wird herausarbeiten müssen, welche ökonomischen und politischen Zwänge zum Abbau demokratischer Rechte führen und welche Interessen dahinterstehen. Ein Schwerpunkt wird der Bereich des Strafverfahrensrechtes sein. Das Russell-Tribunal wäre in diesem Zusammenhang gut beraten, wenn es keinerlei Zweifel darüber aufkommen ließe, daß es das Recht, ja die Pflicht des Staates ist, diejenigen festzusetzen, die aus einer falschen gesellschaftlichen Analyse heraus, verstärkt durch sicherlich wirksame psychische Faktoren bei den Akteuren, Menschen töten und andere Strafgesetze verletzen, auch und gerade dann, wenn scheinbar politische Motive Mitursachen dieses Verhaltens sind.

Erst wenn dies klar ist, kann die notwendige vorurteilsfreie Debatte über die Behandlung dieser Straftäter im Verfahren und im Vollzug geführt werden. Daß es hier schwere Mängel gibt, daß Praktiken eingerissen sind, die nicht rechtsstaatlich sind, kann unterstellt werden. Das herauszuarbeiten, wird Aufgabe des Russell-Tribunals sein.

Verdienste könnte sich das Russell-Tribunal darüber hinaus erwerben, wenn von ihm eine Diskussion über die wirklichen Ursachen des Terrorismus und die denkbaren Antworten der Gesellschaft auf dieses Phänomen initiiert würde.

Konkret 01/79, S. 23

Ingrid Klein

»Am besten Arschkriecher«

Armut in der Bundesrepublik: Sozialhilfe statt Sozialismus – ein KONKRET-Report

Familie Langer lebt im »Sonnenland«, einer Arbeitersiedlung am Rande Hamburgs. Sozialer Wohnungsbau für kinderreiche und einkommensschwache Familien. Rund 3300 Menschen leben hier in viel Beton und wenig Grün. Die Langers haben zehn Kinder. Neun leben mit ihnen in der 78 Quadratmeter großen Wohnung. Für einen Schäferhund verlangt der Tierschutzbund mindestens 20 Quadratmeter. Das Wohnungsamt hat da wohl andere Maßstäbe. Die Wohnung kostet inklusive Nebenkosten 600 Mark. Herr Langer ist der Hausmann. Knochenarbeit plus Alkohol - der 41-jährige ehemalige Kohlenträger sieht wie 51 aus. Frau Langer, 35 Jahre, arbeitet als Ungelernte für 950 Mark netto im Postversand einer Kaffeefirma. Vom Sozialamt bekommen sie monatlich 1300 Mark Kindergeld.

Gemessen an den Regelsätzen des Bundessozialhilfegesetzes (BSHG) leben die Langers an der Armutsschwelle, die um 300 Mark für Einzelpersonen liegt. Herr Langer: »Finanziell gesehen ist es natürlich ziemlich mau, dicke Braten auf'n Tisch oder größere Sprünge machen können wir nicht. Aber man lebt so.« Die neun Kinder zwischen zwei und sechzehn sind unüberseh- und -hörbarer Beweis.

Gerd und Grete Langer sind Musterbeispiele dafür, daß Arme die gesellschaftlichen Vorurteile imitieren: Abgrenzung zur eigenen Unterschicht und zu Randgruppen nach dem Muster 'Juden sind wir nicht und mit den Kommunisten haben wir nichts zu schaffen'. Herr Langer zu KONKRET: »Ihr kommt doch sowieso aus der DDR!«

Vorurteile plus Abgrenzung. Langers stehen sich selbst im Wege. In ihrem Stadtteil gibt es zum Beispiel zwei hauptamtliche Sozialarbeiter, die zusammen mit 19 Studenten verschiedener Fachrichtungen seit zehn Jahren vorbildliche Stadtteilarbeit machen. Es gelang ihnen, über den Schwerpunkt Kinderarbeit das gerade im Sonnenland massive Rockerproblem zurückzudrängen. In Mietergemeinschaften, Eltern-, Alten-, Frauen- und Hobbygruppen versuchen die Sonnenländer, ihre Probleme gemeinschaftlich zu lösen. Nicht so die Langers. Sie helfen sich lieber selbst:

Voriges Jahr sind ihre Kinder in Kaufhäuser und Büros in der City gezogen, um Spenden für eine Sonnenland-Weihnachtsfeier zu sammeln. 1000 Mark kamen zusammen. Peter und Christina Langers Spendensammlung war damals im Büro eines Rechtsanwalts zu Ende. Dieser Rechtsvertreter argwöhnte einen Verstoß gegen das Sammlungsgesetz, hielt die Kinder fest, rief die Polizei. Im Polizeihochhaus wurden ihnen erstmal vorsorglich das Geld und die Spendenlisten abgenommen. Die Eltern durften sie später abholen. Der Rechtsanwalt wurde zur Weihnachtsfeier eingeladen, »Bilde und »Morgenpost« berichteten darüber - für Langers war die Welt wieder in Ordnung. Soll dieses Jahr wiederholt werden.

»Klar, weniger Kinder wäre besser gewesen, aber was soll man machen? « Mit 24 Jahren stellte Grete Langer bei der Ärztekammer einen Antrag auf Sterilisation. Damals hatte sie bereits fünf Kinder. Der Antrag wurde abgelehnt. Gesunde Mutter, gesunde Kinder, und die Pille gibt's schließlich auch. Die Pille konnte Grete Langer aber nicht vertragen. Abtreibung? »Auf gar keinen Fall, lieber eins mehr im Kissen, als eins auf dem Gewissen!«

Die Sache mit der Ideologie funktioniert lückenlos. Und in diesem Fall hat der Sozialstaat ausnahmsweise automatisch reagiert. Eine Fürsorgerin hat für die Langers den Antrag auf Unterstützung beim Sozialamt gestellt. Und nun sind sie halt da, Bilderbuchkinder, gesund, laut und viel. Richtig passend für Schokoladen-Werbung: Nach KONKRET haben Langers einen neuen Termin. Zu ihnen kommen die Werbeleiter von Karstadt und Sarotti und das »Hamburger Abendblatt«. Eine Gemeinschaftsaktion für die Aktion Sorgenkind, Motto: »Kinder helfen Kindern.« Bei Karstadt in der Innenstadt sollen die Langer-Kinder Sarotti-Schokolade grabbeln. Den mit Geld aufgewogenen Gegenwert erhält die Aktion Sorgenkind, Langers kriegen ein Honorar vom »Hamburger Abendblatt«. »Bild«, »Morgenpost«, »Abendblatt«, Bayerischer Rundfunk, KONKRET: Überlebensstrategie à la Langer in einer Gesellschaft, in der arm sein heißt, seine Arbeitskraft nicht oder zumindest nicht so verkaufen zu können, daß man sich und seine Familie aus eigener Kraft ernähren kann.

So geht es nicht nur den Langers. In den letzten Jahren waren durchschnittlich 1,5 Millionen arbeitslos. Dazu Herr Langer, kaputt vorn Alkohol und Kohlenschleppen, für das Arbeitsamt 'nicht vermittelbar': »Ich bin der Meinung, die meisten, die heute Arbeitslosengeld und so bekommen, die bräuchten das nicht. Arbeit kriegt man als Arbeiter immer, find' ich! « Nicht sein kann, was nicht sein darf: Die Erkenntnis, daß an der Vermeidung von Arbeitslosigkeit zumindest zwei Parteien unterschiedlich interessiert sind. Zunächst einmal die, denen die untereinander konkurrierenden Landser der industriellen Reservearmee Profit bringen. Und dann, allen gesellschaftlichen Vorurteilen zum Trotz, die Arbeitslosen selber.

Arbeitslosigkeit ist in jedem Fall der Beginn einer negativen Karriere, an deren Ende Armut steht. Daß die bei 61 Prozent aller Erwerbstätigen vorhandene Illusion vom Sozialstaat bei Arbeitslosen auf 40 Prozent sinkt, hat seine Gründe. Im ersten Jahr der Arbeitslosigkeit müssen Arbeitslose mit 68 Prozent vom letzten Nettoverdienst leben lernen, dann mit Arbeitslosenhilfe, also mit 58 Prozent des früher Gewohnten. Noch dazu sind diese Zahlen unrealistisch, wie eine Untersuchung des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) zeigt: Unterschiedliche Verfahrensweisen bei der

Anspruchsberechnung führen zu durchschnittlichen Einbußen gegenüber dem Einkommen vor Beginn der Arbeitslosigkeit von 57 Prozent. Das widerlegt die scheinbare Logik, Sozialleistungen führten zu Parasitismus.

Der Sozialstaat entbindet ganz und gar nicht vom Zwang zur Arbeit. Er tut sich nur immer schwerer, seinem Anspruch gerecht zu werden. Denn Armut ist inzwischen reichlich verbreitet, wenn man sich auf die allgemeine Definition einigt: Arm ist, wer regelmäßig nicht genug Geld zum Leben hat. Über die genauen Ausprägungen streitet man sich, wie üblich. Die Zahlen schwanken zwischen 12 (Jürgen Roth: »Armut in der BRD«) und 6 Millionen (CDU-Geißler: »Die neue soziale Frage«).

Wie auch immer, Armut ist nicht nur vorhanden, sondern auch teuer: 1977 war bereits jede dritte Mark des Bruttosozialprodukts Sozialleistung. Das macht die zögerliche Auszahlung von Sozialleistungen verständlich. Automatische Überweisung aller Ansprüche würde für unseren Sozialstaat den Bankrott bedeuten.

Rentner gibt's immer mehr, Arbeitslose auch, und alle müssen 'versorgt' werden. Dazu noch chronisches Defizit der Staatsfinanzen, d. h. Beschränkung auf das Notwendigste, auf die industrielle Reserve. Deren Arbeitskraft muß solange wie möglich konserviert werden. Daher die Orientierung des Arbeitslosengeldes am bisherigen Einkommen.

Auf Dauer ist das nicht möglich, also wird die langsam verkümmernde Arbeitskraft und -lust immer weniger subventioniert. Schließlich markiert die Hilfe zum Lebensunterhalt nach dem Bundessozialhilfegesetz den vorläufigen Endpunkt der negativen Karriere. Wichtig dabei ist, einerseits der bürgerlichen Angst vor kollektiver Faulheit die Spitze zu nehmen, andererseits den erlebten Mangel so zu dosieren, daß er so lange wie möglich zur Arbeitssuche stimuliert. Die Glaubwürdigkeit unseres Sozialstaats steht auf dem Spiel und damit das Vertrauen in unser Gesellschaftssystem und seine Funktionstüchtigkeit.

Ein Stück alltägliche Armutsverwaltung: Sozialamt Hamburg-Mitte. Mittags um 14.00 Uhr Mitte des Monats ist es relativ ruhig. Die »Klienten« warten geduldig auf ihre Abfertigung. Der zwanzigjährige arbeitslose Verkäufer Andreas B. erklärt: »Am besten, man verhält sich wie ein Arschkriecher, damit kommt man hier am weitesten. Die Scheiße ist nur, wenn man echt am verhungern ist, dann hat man nicht den Nerv dazu, dann rutscht einem schon mal was raus, und dann ist Essig.«

Sein Freund Werner D., arbeitsloser Maler, bestätigt das: »Wenn denen einer nicht paßt, lassen sie den stundenlang warten. Ich sitze jetzt hier seit 12.00 Uhr und wette, daß der An dy, der eben erst gekommen ist, noch vor mir fertig ist. (Er hatte recht!) Wahrscheinlich krieg' ich meine Sozialhilfe auch wieder nur für'n paar Tage, so wie vorige Woche. Da saß ich hier drei Stunden. Ich hatte den Schein vom Arbeitsamt und trotzdem wollten die mir nichts geben. Dann kam noch der Abteilungsleiter und hat mich ausgefragt, woher ich denn käme, was ich für Pläne hätte und so. Dann hat er mir noch was von Anstand, Sitte und Ordnung erzählt. Mein Geld kriegte ich nur für drei Tage. Also wieder zum Arbeitsamt, 'nen neuen Schein besorgen, wieder Wartereff. Ich such' mir 'ne bessere Ausbildung. Das stinkt mir hier unheimlich, diese Bettelei und dann mit 'nein Trinkgeld leben.«

Frau Verdieck vom Sozialamt Hamburg-Mitte zu KONKRET: »Es ist keine Frage unseres Ermessens, ob wir einem Sozialhilfeempfänger das Geld für drei Tage oder drei Wochen auszahlen, das kommt ganz darauf an, was das Arbeitsamt auf die Berechtigungsscheine schreibt.« Amtshilfe nennt man das. Auf das Prädikat vom Arbeitsamt 'bedingt arbeitswillig' reagiert das Sozialamt in der Regel prompt. Sozialhilfe wird zeitlich begrenzt ausgezahlt.

Das Empfinden der Sozialhilfeempfänger, daß sie menschenunwürdig behandelt werden und die allgemeine Einschätzung »die tun doch dort so, als ob sie das Geld aus ihrer eigenen Tasche bezahlen müßten« haben einen objektiven Grund. Mitarbeiter der Sozial- und Arbeitsämter bewegen sich zwischen Gesetz, fachlichen Weisungen der Amtsleitung, zu denen häufig zusätzlich informelle Dienstanweisungen kommen (im Sozialamt Hamburg-Mitte sieht es der Abteilungsleiter als seine Hauptaufgabe an, Steuergelder zu sparen), und der Angst vor dem Rechnungshof: Für zuviel gezahlte Sozialleistungen sind sie persönlich haftbar. Raus kommt die als Behördenwillkür und persönliche Schikane empfundene Behandlung. Seit dem z. Weltkrieg hat es nur einen Fall gegeben, in dem einem Sachbearbeiter grob fahrlässige Handlung nachgewiesen wurde. Fehler, die in der Hetze passieren, in Stoßzeiten wie zum Monatsende bzw. Anfang müssen zwischen 35 und 40 Klienten »beraten« werden, sind eh von einer Versicherung abgedeckt.

Noch vorhandene Handlungsspielräume werden nicht genutzt, jedenfalls nicht von Mitarbeitern, die im Sozialamt arbeiten, weil gerade eine Planstelle frei war. Und dann gibt es auch noch das Veto des Abteilungsleiters, z. B. für die Gewährung von Darlehen oder deren Umwandlung in nicht rückzahlbare Beihilfen.

Beispiel: Ein Sozialhilfeempfänger hat über 1000 Mark Schulden beim Sozialamt und beantragt ein weiteres Darlehen. Kriegt er das, hat der Abteilungsleiter mal wieder Steuern gespart, aber der Mann wird im Prinzip aufgegeben. Ihm bleibt keine andere Wahl, als dasselbe zu tun. Wer hat schon Lust, nur für seine Schulden zu arbeiten? Sozialstaatliche Logik kann das nicht mitdenken, sondern befindet: 'Nicht arbeitswillig'.

Ein anderer Mitarbeiter des Sozialamtes, Herr Borck, zur Frage des Ermessens und zum Anspruch der Sozialhilfe, 'Hilfe zur Selbsthilfe 'zu sein: »Also, erstmal muß man da sagen, es gibt verschiedene Sachbearbeiter.« Richtig. Deshalb ist dies

die Ausnahme: Ein Alkoholiker, mitten in einer Alkoholentziehungskur, will sich vom Sozialamt einen Vorschuß auf das Krankengeld holen. Ihm sind »200 Mark abhanden gekommen«. Er bekommt das Geld und keine Lebensmittelgutscheine. (Umliegende Kaufhäuser und Lebensmittelgeschäfte geben auf Gutscheine des Sozialamts nur Lebensmittel, keinen Alkohol aus.)

Um es noch einmal deutlich zu sagen: Die psychischen und physischen Folgen von Armut werden nicht im Sozialamt hergestellt. Aber sie werden dort verstärkt, wenn unter Beratung Bestrafung verstanden wird. Den Betroffenen bleibt dann nur, einen neuen Beruf zu lernen: Behördenknacker. Das ist in jedem Fall sicherer, als mit »Bild« zu rechnen. »Bild« hat den von behördlicher Willkür Betroffenen eine Meckerecke eingerichtet. Spätestens seit Wallraff weiß man, was das heißt.

Offengeblieben ist die Frage, wieso in einer Leistungsgesellschaft die Nichtmitleistenden dennoch versorgt werden. Die Antwort ist einfach: An den Armen kann eine Gesellschaft ihre Humanität demonstrieren. Sozialhilfe »versteht sich in erster Linie als Hilfe zur Selbsthilfe und kann in persönlicher Hilfe und in Geld- und Sachleistungen bestehen«. So Minister Herbert Ehrenberg in seinem Sozialbericht 1978. Gestaffelte Humanität sozusagen.

Dazu ein Stück Realität: Im 7. Stock im Bieberhaus am Hamburger Hauptbahnhof unterhält die Arbeits- und Sozialbehörde eine Bekleidungsstelle. Sozialhilfeempfänger werden dort gegen Gutscheine eingekleidet. 1 Wintermantel muß 5 Jahre halten, 1 Hose 1 Jahr, Unterhosen 2 Jahre. Das bestimmt der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge. Montags bis Freitags von 8.00 bis 14.00 Uhr »bekleiden« 8 Personen pausenlos. Stehen in einem 25 Quadratmeter kleinen Raum hinter einem Rundtresen und schleppen die Sachen aus dem Lager nach vorn. Alles grau in grau, aber qualitativ in Ordnung. Selbstaussuchen ist nicht möglich. Ins Lager können nur die Angestellten der Bekleidungsstelle. Anprobieren geht schon mal, wenn man sich eine der drei vorhandenen Umkleidekabinen erobern konnte.

Derartige Bekleidungsstellen gibt es in dieser Form nur noch in Hamburg und München. Ansonsten hat sich bundesweit die Erkenntnis durchgesetzt, daß Selbstversorgung besser als Versorgung ist. Das finden auch die Verantwortlichen der Arbeits- und Sozialbehörde Hamburg: »Bis 1973 war die Bekleidungsstelle im Bieberhaus noch räumlich und personell in der Lage, ihre Aufgabe zu erfüllen.« Aber von 1967 bis 1977 hat sich die Zahl der ausgegebenen Kleidungsstücke gut verfünffacht. Von 50 000 auf 270 000. In der Bekleidungsstelle Hamburg konnten die Politiker erleben, was es mit ihrem Geschwätz vom »vorübergehenden Charakter der Rezension« auf sich hat.

(Regelsatz für Ehemann: 292 Mark, für Ehefrau: 234 Mark, für Kinder gestaffelt von 131 bis 263 Mark, plus Wohnungsmiete = Bedarfssatz)

Im nächsten Heft:

Wer rausfällt, ist entweder ein Fall für die Psychiatrie (ca. 100.000 Plätze), für den Strafvollzug (ca. 50.000 Plätze) oder für Obdachlosenasyle: 500 - 800.000 Plätze.

Darüber im nächsten KONKRET.

Konkret 01/79, S. 28

James Saylors

Eiffe lebt!

Zur Apo-Zeit machte Eiffe die Hansestadt unsicher. Man hat ihn in Sicherheit gebracht. grüße aus der Klapsmühle vom Ex-Kaiser aller Deutschen überbringt James Saylors

Mitten in Discjockey-Johns Vollmond-Gruselkonzert zu Ehren toter Rockhelden fragt dieser Krankenpfleger, der neben mir an der Theke sitzt und Chivas Regal trinkt, ob ich »Eiffe den Bären« kenne. Ich zucke mit den Achseln. Man kann nicht alle toten Rockhelden kennen, sage ich.

»Du bist doch Journalist«, sagt er.

Kenne ich trotzdem nicht, sage ich.

»Ist vielleicht eine Geschichte für Dich«, sagt er. »Nur ... Weißt Du .. Wir Krankenpfleger haben auch unsere Schweigepflicht - genau wie die Ärzte.«

Deinen Namen habe ich schon vergessen, sage ich. Ich bin foltersicher.

»Vor ein paar Jahren war ich in Ochsenzoll«, sagt er. »Die Nervenklinik in Hamburg, weißt Du?«

Beruflich?

Er nickt. »Eines Tages gehe ich mein Zimmer auf der Station -- und siehe da? Auf dem Bett liegt ein kaputter Mensch! Er sieht so aus wie einer dieser gefolterten Juden aus den KZ-Lagern, weißt Du? Und an der Wand über dem Bett steht in großen Buchstaben: EIFFE LEBT. Hätte er das nicht an die Wand geschrieben, hätte ich ihn nicht erkannt. «

Der Krankenpfleger bestellt noch einen Chivas Regal, studiert die Eiswürfel wie ein Diamantschleifer, sagt: »Kennst diese Bilder von verhungerten Juden. Alles nur Knochen und entzündete Gelenke ... und dann diese riesigen Augen? So sah Eiffe aus. Horrortrip. Wir waren Freunde gewesen. In den APO-Jahren, weißt Du? Überall Demonstrationen und blutige Köpfe. Eiffe aber war anders. Er machte alles ganz cool - Pop-Politik aus dem Yellow Submarine, Zusammenhänge aus dem Nichts, Zauberformel an die Wand. Wirft Dich um. Revolution und Du hörst keine Maschinengewehre. Eiffe war sowas wie ein echter Dissident.«

KER-PLONK! Wie ein Stiefel aufs Klavier. Dissidenten in der Bundesrepublik? Das Wort hängt da in der Luft und sieht verboten aus. Die Fliegenpilze im Garten vorm bulgarischen Konsulat. Hört sich an wie kommunistische Propaganda. Dissonanz in der Landschaft, *Dissidenten wachsen* hier einfach nicht. Nie gehört. Außer ein paar Terroristen, gibt's hier nur Verbrecher und Verräter. *Und* Verrückte.

r>Eiffe war sogar berühmt«, sagt der Krankenpfleger. »Vor zehn Jahren ist er echt über Nacht berühmt geworden.

»Als die Menschen in Hamburg eines Morgens zur Arbeit gingen, sahen sie plötzlich überall seinen Namen. Eiffe war einfach durch die Stadt gegangen und hatte Eiffe-Sprüche überall hingekritzelt. An Verkehrsschilder, Zebrastreifen, Schaufenster, Werbeplakate, U-Bahnstationen, Liftfaßsäulen, Wände, Brücken, Briefkästen. Egal wo Du hinsahst, da war ein Eiffe-Spruch. 'Eiffe ist lieb', 'Eiffe der Bär kommt bald', 'Eiffe trinkt auch Milch', 'Eiffe schenkt Frauen Rosen', 'Eiffe kann das', 'Eiffe darf das', 'Eiffe will Bundeskanzler werden', 'Sei keine Pfeife, wähl Eiffe'. Lauter solche Sachen, verstehst Du? Und das mit dem 'Eiffe kommt bald' stand an dem Rathaustor.

Sowas hatte die Stadt noch nie erlebt! Alle redeten darüber, als hätte es rosaroten Schnee geschneit mitten im Sommer. Die Zeitungen schrieben alle darüber, die Polizei schimpfte darüber, ganze Putzfrauenbrigaden stürmten hinaus und machten Schwamm drüber.

Aber Eiffe war ständig unterwegs. An jeder Straßenecke und an jeder U-Bahnstation standen wildfremde Bürger dichtgedrängt zusammen um die neuesten Eiffe-Sprüche, und stritten sich darüber, was das Phänomen zu bedeuten habe. Alles ganz heiter, weißt Du? Eiffe nannte es das Eiffische Zeitalter ...

Dann schnappten ihn die Bullen und man hörte nie wieder was von ihm. Ausland, dachte ich. Oder Überläufer.

Und dann finde ich ihn sieben Jahre später in Ochsenzoll«, sagt der Krankenpfleger, »ein Folter-Opfer. Spastisch gelähmt. Rollstuhl. Unterernährung. Sabbelte und stotterte, und das Wasser lief ihm aus dem Mund. Die hatten ihn mit *Lithium überdos*iert. Das wirkt auf den Stromkreis im Körper. Schaltet all Deine Ampeln auf Gelb, erzeugt Kurzschlüsse, brennt Deine Sicherungen durch, weißt Du? So sah der auch aus. Augen wie große schwarze Fenster und nichts drin als diese Geisterstraße, wo all die Ampeln auf Gelb stehen. Wie Ende der Welt.«

Pause im Konzert.

»Ich habe Eiffe gefüttert,« flüstert der Krankenpfleger. »Ihm flogen sonst immer die Spaghetti in die Haare.«

**

Telefon mitten in der Nacht. Der Krankenpfleger hat von seinen Kollegen in Ochsenzoll erfahren, daß Eiffe *immer* noch lebt. Nur woanders. Ricklinger Anstalten heißt die neue Adresse. »Falls Du was daraus machen willst«, fügt er hinzu.

Was sollte ich daraus machen?

»Ich denke, Du bist Journalist?«, sagt er.

Eben, sage ich. Journalisten brauchen Fakten, Daten, die Aussagen von Sachverständigen, eidesstattliche Erklärungen, Kontoauszüge. Und dann erst recht, wenn sie herumgehen und behaupten wollen, daß einer wegen seiner politischen Ansichten in die Klapsmühle eingesperrt wurde - und mit irgendwelchem komischen Nervenzeug auch noch gefoltert!

»Du könntest im Archiv anfangen,« sagt er.

**

Vergilbte Schlagzeilen aus dem wonnigen Monat Mai des Jahres 1968: -

In Hamburg fragt man sich: Wer ist eigentlich Eiffe? -

Eiffe der Bär gibt Hamburg immer neue Rätsel auf -

Eiffe der Bär will Bürgermeister werden - Eiffe macht's möglich.

Und am elften Tag berichtet die Bild-Zeitung:

»Als er jetzt mit seinem Auto in die Wandelhalle des Hamburger Hauptbahnhofes fuhr und außerdem unzüchtige Worte schmierte, wurde es den Beamten zu bunt: Sie führten ihn dem Amtsarzt des Bezirksamtes Hamburg Mitte, Dr. K., vor. Auf Wunsch des kriegsversehrten Arztes wurden Eiffe die Hände mit Handschellen auf den Rücken gefesselt. Geduldig hörte sich Dr. K. Eiffes Vortrag an. Kernsatz der Weltverbesserungs-Ideen des Studenten: 'Eiffe befriedet die Welt!' Danach hatte Dr. K. keinen Zweifel mehr: 'Dieser Mann gehört nach Ochsenzoll!`«

Eine Jägergeschichte. Grinsen in Bayern, Spekulation in Frankfurt, bunte Luftballons in der ausländischen Presse. Sechs Monate später ein Buch mit Eiffes gesammelten Parolen: »Eiffe for President - Frühling für Europa«. Und dann eine letzte Meldung: »Ein neuer Eiffe kehrt zurück«. (Alles eine kleine, momentane Störung gewesen, erklärt der Oberarzt der psychiatrischen Klinik. Man rechne nicht mit einer Wiederholung der Erkrankungsphase.)

Und dann trugen müde Boten die Akten nach unten ins Archiv.

Und in einer öffentlichen Fernsprechzelle kritzelte irgendjemand an die gelbe Wand -neben *die* Reihen bedeutungsloser Telephonnummern und mysteriöser Angebote: »Eiffe ist eine Pfeife«.

Wie ein Todesurteil.

**

Ricklinger Anstalten.

Ein schweres Eisengittertor, abgeschlossen und keine Klingel. Auf der anderen Seite kommt ein kleiner Mann mit blanken Schuhen auf das Tor zu, wirft einen Blick über die Schulter, kommt näher, holt was aus der Tasche... Den Holzstiel von einem Himbeereis! Und damit schließt er das Tor auf! Er raus, ich rein, er das Tor schnell wieder zu.

Eingesperrt! Was, wenn die nicht *glauben,* daß ich von draußen komme? Der kleine Mann lächelt mir von der anderen Seite zu und macht Winkewinke durch die Gitter. Genau wie Heinz Rühmann.

Holzbaracken, Menschen mit merkwürdig leeren Augen, Betonklotz auf Hügel. Ein Leeräugiger zeigt auf den Betonklotz, sagt: »Anmelden.«

Anmelden: Verhandlungen mit einer Verwaltungsperson, warten, Telephongespräche hinter Glasscheiben, musternde Blicke (Ist er? Ist er nicht?), Kopfnicken, Aufklebelächeln, Anweisungen.

Zweimal um die Ecke, grüne Tür, klingeln. Verhandlungen über Sprechanlage, warten, grüne Tür auf, lachender Krankenpfleger, Tür schnell wieder zu, Korridor entlang, Treppen hoch, Korridor, leeräugige Köpfe in den Türspalten, Tür... Eiffe!

Eiffe *lebt!* Sitzt da in seiner beigen Cordjacke und raucht eine Pfeife. »Wollen Sie zu mir?« fragt er.

Geduldig hört Eiffe meinen Vortrag an. Dann redet er wie ein Wasserfall auf mich los. Seine Pfeife geht hin und her wie ein Scheibenwischer, und er redet, redet, redet.

Er redet *rückwärts! Was haben die mit ihm gemacht!?*

»Nichts. Nichts haben sie mit ihm gemacht,« sagt Eiffe. »Denn sie wußten nicht, wer er war, die Priester hatten ihn schon als Säugling von seiner Mutter weggenommen und ihm einen neuen Personalausweis gegeben. Dann haben sie ihn bis ins Mannesalter angelogen, betrogen, und mit Himbeereis bestochen, bis er eines Tages die Wahrheit erkannte, und die Wahrheit an die Wand schrieb, wo alle sie sehen konnten. Da haben sie ihm die Frau und Tochter weggenommen und ihn eingesperrt. Als er weiterhin die Wahrheit predigte, holten sie ihn aus der Psycho-Haft wieder heraus und gaben ihm wieder Himbeereis zu essen - in der Form von gutbezahlten Jobs in berühmten Firmen. Doch er hörte nicht auf, die Wahrheit zu predigen, und sie mußten ihn wieder einsperren. Als er das mit der Wahrheit auch in der Klapsmühle fortsetzte, versuchten sie, ihn stumm zu machen. Und er war lange Zeit stumm und gelähmt, so daß er einen Bleistift nicht halten konnte. Aber er brannte die Wahrheit in die blanke Wand mit seinen Augen, und er studierte die Buchstaben, wie sie gemacht waren, und er ging durch sein ganzes Nervensystem und überprüfte jede Kreuzung, jede Ampel und jeden nur brauchbaren Verkehrsweg und flickte sich eine Umleitung zusammen, die von den Buchstaben bis zu seinen Fingerspitzen führte - und dann schrieb er an die Wand in großen Buchstaben: EIFFE LEBT.«

Eiffe sitzt da und schaut mich ganz normal an, als wären wir in der Kneipe, und redet weiter: »Shell, Esso, Grizzly AG, Edeka weltweit, Hitler, Jesus, Eiffe, Carter, Coca-Cola, Brezhnew, Wodka, Eiffe, Jägermeister, Murder Incorporated, Pharmaindustrie, Axel Springer, Tennismeisterschaft, Lufthansa, Hapag-Lloyd, Goethe, Mao, Glück zum Importieren oder Exportieren, je nach Belieben und Tageskurs, und ein chinesischer Pandabär in jedem Zoo.«

Ich hab's! Eiffe sendet auf mehreren Frequenzen gleichzeitig! Ich sage ihm, was ich weiß über rosaroten Schnee.

»Nein«, sagt er. »Das darf Eiffe nicht. Eiffe hat Ausgehverbot.«

Das bringe ich in Ordnung, sage ich.

Verhandlungen mit dem lachenden Krankenpfleger, er ans Telephon zum Arzt, der Arzt will nicht (Verrückte laufen herum, haben Hunger), aber er kommt aus *Amerika,* und Eiffes *Mutter* (von der sie ihn als Säugling wegnahmen, weil sie die Tochter des Pastoren war, und *nicht* verheiratet, und niemand glaubte, in der Hauptstadt des Dritten Reiches 1940, an eine zweite unbefleckte Empfängnis, nicht mal Pastoren. Also nahmen sie ihn weg von seiner Mutter, der Sünderin, die jetzt in *Amerika* lebt, und trugen ihn wie eine Opfergabe ins Reichsgebäude und schenkten ihn dem Reichsgesandten aus Hamburg), Eiffes *Mutter...* Also *denn* -aber nur einmal und nur auf dem Anstaltsgelände und nur auf eigener Verantwortung, *seiner* eigene Verantwortung.

Ist Eiffe gefährlich?

»Nee«, lacht der Krankenpfleger, » zu *klug.* Der Mann gehört gar nicht hierher. Er ist viel zu intelligent!«

Flippen intelligente Leute *nicht* aus?

»Der Tonga ist aber anders«, sagt er. »Tonga gehört woanders hin.«

Tonga, alias Eiffe der Bär, alias Peter Ernst Eiffe, alias Berliner Butzebaby hat -und das zeigt mir der lachende Krankenpfleger jetzt mit fachwissenschaftlichem Stolz - in dem offenen Schlafsaal, den er mit wenigstens neun Leeräugigen teilt, die gelbe Wand ringsum sein Bett mit Sprüchen, Formeln und den Namen berühmter Konzerne vollbekritzelt, »Falsche Medikamente plus falsche Ernährung plus falsche Personalpolitik gleicht Mord«, »Ärzte sind die Nutten der Pharmaindustrie«, »7.7.77 - II. Eiffische Zeitalter«, »Mr. 10 %«, »Tonga ist stark«, »Shell Esso Grizzly AG«. Die ganze gelbe Rauhfaserpapierwand, von unten bis oben, lang, quer, schräg, über- und untereinander, wie irgendwas Lebendiges.

»ER hat auch das ganze Dorf und das ganze Anstaltsgelände vollgekritzelt«, sagt der lachende Krankenpfleger. »Deswegen darf er auch nicht mehr raus.«

Aber warum ist er so *komisch? So* zittrig und klapprig und gelähmt und *kaputt?* Und das mit dem Rückwärtsreden, zum Beispiel?

»Autounfall«, sagt der lachende Krankenpfleger.

Aber, es *gab* doch gar keinen Autounfall, sage ich.

Er schaut mich durchdringend an, und sagt: »So?« Er hat Augen wie Paprikaoliven.

Nein, sage ich.

»Ich dachte nur«, sagt er.

Und wieso?

»Das sagt man so. Ich... ich habe hier nicht lange gearbeitet. Nein, ich weiß es nicht. Tut mir leid. Also: Ich bringe Sie beide jetzt nach unten, die Tür aufschließen. Und vergessen Sie nicht, den guten Tonga zurückzubringen, heh-heh, Sie brauchen nur zu klingeln.«

Eiffe nimmt die Treppen wie ein durchgegangener Babywagen auf drei Rädern, und sagt, sobald wir draußen sind: »Haben Sie mir was mitgebracht?«

Was zum Beispiel? sage ich.

»Kuchen«, sagt er. »Eiffe mag gern Kuchen.«

Ja ...doch, sage ich. Im Auto. Ein schönes Stück Kuchen, Eiffe.

»Ich habe gerade einen Mordanschlag überlebt«, sagt Eiffe. »Den *fünften!* Die *Pfuscher!* Die *Nutten!* Aber sie wissen, daß Eiffe der Bär ein fürchterliches Krümelmonster ist, sie studieren Sesamstraße, nehmen sogar alle Folgen auf Videoband auf. Und sie haben gesehen, was das Krümelmonster mit Keksen macht, und sie wissen, daß Eiffe der Bär das gleiche mit ganzen Schwarzwälder Kirschtorten macht - wie er Schlagsahne schlürft, und Kirschen knackt und doppelte Schokoladentortenböden mit einem Mampf verschlingt. Und sie haben Angst. Ihre antiseptischen Giftpfeile stecken noch in seiner Haut, und ihre bunte Neutronenbonbons gehen auf wie ewiges Silvester in seinem Kopf, aber er humpelt noch immer herum. Und jetzt schicken sie ihm einen schönen, goldenen, saftigen Butterkuchen mit viel Zucker und Zimt darauf - mit Grüßen von Ernie und Bert, was?« Eiffe erhebt eine zittrige Faust gen Himmel und Betonklotz.

»Und mit Journalisten habe ich auch keine gute Erfahrung gemacht,< sagt er.

Und ich komme sowieso nicht ans Auto, weil das Tor zugeschlossen ist. Also gehen wir in die Kantine, ein dreckiges Loch mit weißen Wänden im Hinterzimmer eines Ramschladens, der nach schmutzigem Geld und faulen Bananen riecht. In diesem weißen Hinterzimmer hocken ein Dutzend Leeräugige herum, mit ihren Ellenbogen in den Krümeln, und lassen sich von einer schwarzen Box an der Wand berieseln: *»Ein Schiff wird kommen - und meinen Traum erfüllen - und meine Sehnsucht stillen... »*

**

CHIVAS REGAL.

Und Musik! Musik!

»Discjockey-John ist auf 'ein Klo, Schatz.«

Denn singen wir eben! Stell Dir vor, Krankenpfleger, ein sehr erfolgreicher Hamburger Hausmakler hat ein Lied über Eiffe geschrieben: *Eiffe der Bär - Eiffe der Bär -- Eiffe der Bär, er kommt nicht mehr.* Es war als Protest-Song gedacht, aber der Herr hatte keine Zeit, es zu singen. Villabesichtigungen und zwei Büros, weißt Du?

Aber das beste ist -hör mal zu, Krankenpfleger: Eiffe in einer Werbeagentur! Der Chef einer der größten Werbeagenturen Deutschlands kannte Eiffe schon als Baby. Ein alter Familienfreund, okay? So: sechs Monate nach der großen Kritzelkampagne von Hamburg wird Eiffe aus Ochsenzoll entlassen. Der Werbechef verschafft ihm einen Job mit der Henken Sektkellerei in Wiesbaden. Und dann - nach irgendeinem Eiffe-Happening in den Luxusweinbergen - holt er ihn in die eigene Werbeagentur. Wie Dean Martin hinter der Theke! Steckt ihn in Marketing, zeigt ihm die geheimen Zahlen.

Nächstes Happening: Eiffe drückt auf Knopf, befiehlt Sekretärin zu sich. Brief an Axel Springer, Springer-Freiheitsmonument, Mauer, Berlin. Sehr geehrter Herr Springer. Sekretärin läuft mit Brief zu Werbechef, Werbechef schimpft mit Eiffe. Eiffe tippt Brief selbst ab und bringt ihn zur Post.

Springer diktiert Brief an Werbechef: »Was soll das?«

Eiffes Erklärung: Wahrscheinlich wurde erster Brief irrtümlicherweise doch abgeschickt.

Jetzt diktiert *Werbechef* Brief an Axel Springer. Und Eiffe schreibt ihm auch nochmal, und schimpft ihn diesmal *richtig* aus!

Springer ruft Werbechef an, Werbechef schmeißt Eiffe raus. Drei Tage später: Eiffe kommt zurück -unrasiert und besoffen wie der Kapitän eines Rumdampfers - befiehlt Sekretärin zu sich, Brief an Axel Springer, Sehr geehrter Herr Springer. Sekretärin fällt in Ohnmacht, Eiffe ab nach Ochsenzoll.

Dieser Werbechef, Krankenpfleger, Du würdest es nicht glauben - wie ein Heiliger. Er besucht Eiffe in Ochsenzoll, will Eiffe sogar *wieder* in die eigene Firma nehmen, sobald es ihm besser geht. Nach dem Zirkus mit Springer, na? Sechs Monate lang besucht er ihn, bringt ihm Geld und Freßpakete. Dann ist es soweit: Eiffe soll entlassen werden.

Zwei Tage vor dem Entlassungstermin kriegt der Werbechef einen Anruf aus der Klinik. Eiffe habe einen schweren Rückfall erlitten. Zusammenstoß mit einer kleinen Überdosis Lithium.

Alle Ampeln auf Gelb.

Konkret 01/79, S. 31

Magazin

Die Welt der FAZ-Arbeit

»Was hat der Schaft falsch gemacht?« Ja, was denn nur? Tief ist bei der Wochenend-Beilage der »FAZ« nur der Druck, die Analyse der »Bilder und Zeiten« von Mitte November kratzte nur an der religiösen Oberfläche. So mußten die deutsch-iranischen Kapital-Interessenten noch eine Woche länger warten, bis die »FAZ« endlich am Samstag drauf (Überschrift: »Wer ist schuld?«) den wahreh Sündenbock für das persische Debakel ausmachte: den amerikanischen Geheimdienst. Die zentrale Intelligenz-Agentur habe sich nämlich zu dumm angestellt. Die CIA, leitartikelt das Blatt, habe der US-Regierung keine Analysen der politischen Lage im Iran geliefert. Und zum Schluß mit Kissinger: »Wenn die Regierung den ständigen öffentlichen Angriffen auf die Tätigkeit des CIA nicht energisch entgegentrete, werde dieses für eine Weltmacht notwendige politische Instrument stumpf«. In Chile war's noch schärfer.

Eine etwas andere Interpretation der Dinge liefert die (das muß man betonen:)DGB-eigene Wochenzeitung »Welt der Arbeit«. Dort meint Ernst Dohlus, schuld seien die »geschürten (!) Streiks«, und schuld seien sie vor allem daran, daß nun u50.000 deutsche Arbeitsplätze« im Iran gefährdet seien. Aber keine Angst: »Die Militärregierung wird - ob mit oder ohne Schaft - der einzige Garant einer friedlichen Entwicklung bleiben.« Was ein bundesdeutscher Gewerkschafts-Journalist so unter »friedlicher Entwicklung« versteht.

Strauß klagt

Es ist schon erstaunlich, wie prompt der Kritik an der Rechtsstaatlichkeit der BRD weitere Anlässe nachgeliefert werden - durch polizeiliche und gerichtliche Einschränkungen eben dieser Kritik. Jüngster Fall: Am 12. Januar wird in Hamburg über das Verbot eines Buches aus dem KB-Verlag Reents verhandelt. Es heißt: »Nach Schleyer: 'Sonderkommandos' in der BRD«, und schon der Untertitel dieser Dokumentation, die sich hauptsächlich aus bürgerlichen Presse-Meldungen zusammensetzt, war geeignet, das politische Nord-Süd-Gefälle dieser Republik im Nu zu nivellieren: »Zügiger Ausbau der neuen GeStaPo« - darauf reagierten die Polizeipräsidenten von Hamburg und Berlin, BKA-Chef Herold und Franz Josef Strauß mit identischen Strafanträgen. Die Anklage lautet auf »Staatsverunglimpfung«. Doch es geht - mag man zu solch abenteuerlicher und geschichsloser Analyse, die hier und heute eine neue GeStaPo entdeckt, stehen, wie man will - bei diesem Prozeß darum, ob man einem Überwachungsstaat noch sagen darf, daß er einer ist.

BW nach WB

Post von der Bundeswehr erreicht ihren Adressaten immer. Dafür sorgt ein Aufdruck, wie er vom Verteidigungsministerium angeordnet wird: »Nur nachzusenden innerhalb des Bundesgebiets - nicht jedoch nach Berlin-West«. Von wegen entmilitarisiertem Status. Aber was zählt der schon, wenn die Bundeswehr sparen muß (so ein AWACS geht ins Geld). Also spart zum Beispiel das Kreiswehrersatzamt Lörrach am Briefkuvert. Der Hardthöhen-Sprecher Böringer erklärt das KONKRET so: »Die Umschläge werden in der Justizvollzugsanstalt Mannheim einheitlich für alle Behörden in Baden-Württemberg hergestellt und bedruckt. Die Bundeswehr ist jedoch angewiesen, den Nachsande-Aufdruck gemäß den Vorschriften zu korrigieren.« Ob nur Schlampigkeit oder weiterer Spar-Wille - der hier faksimilierte Brief jedenfalls erreichte seinen Empfänger aufforderungsgemäß auch in Westberlin. Und die Deutsche Friedensgesellschaft/ Vereinigte Kriegsdienstgegner meint, da dies kein Einzelfall ist, die Bundeswehr wolle sich jetzt endlich der lästigen Umstände entledigen, ihre Berlin-Post immer in neutralem Umschlag und mit fingiertem Absender aufgeben

Konkret 01/79, S. 31

Winfried Thomsen

Radikalauer

1999: Der ehemalige Bundespräsident Carstens erklärt, auch er habe erst hinterher davon erfahren, daß in der BRD alte Nazis in höchste Staatsämter gelangen konnten.

Er war nur nominell in der Partei. Genauso, wie er heute Demokrat ist.

Die Anklage lautete auf versuchte Meinungsfreiheit im Wiederholungsfalle in Tateinheit mit Demokratieverherrlichung.

Die Autoindustrie will jetzt mehr Demokratiewagen.

Nach Resozialisierung seiner Verluste unterzog sich der Unternehmer gerne einer Leibesinvestition.

Die Unternehmer haben ihre Gewinne verschoben: aber nicht um ein Jahr, sondern ins Ausland.

Was heißt hier Sicherheits-Risiko? Ich denk', das trägt der Unternehmer?

Der BND will doch nur feststellen, ob der menschliche Kontakt gemäß der Schlußakte von Helsinki auch klappt.

Hals- und Gesetzbruch (Geheimdienstgruß).

Die chemischen Reinigungen nehmen auch Lebensmittel an.

Bisher ist noch kein Fall bekannt, in dem ein Stör in der Elbe vor Brunsbüttel gesichtet wurde: es gibt also keinen einzigen Störfall.

Koschmeister Bürgernick oder Bürger Kosch, Nick-Meister, oder wie?

Historischer Kompromiß: auf zum letzten Gefecht vors jüngste Gericht.

Konkret 01/79, S. 32

Bernt Engelmann

Hat Carstens was dazugelernt?

Nach dem KZ-Baumeister Lübke und dem ehemaligen NSDAP-Mitglied Scheel soll mit Carstens ein weiterer Alt-Nazi Bundespräsident werden. Ein Kommentar des VS-Vorsitzenden Bernt Engelmann, der im KZ unter den braunen Schergen gelitten hat

Karl Carstens, seit Filbingers erzwungenem Rücktritt beinahe sicherer Kandidat der Union für das Amt des Bundespräsidenten, ist unter Beschuß geraten. Das Feuer eröffnete übrigens nicht die Linke, sondern das »Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt«, ausgerechnet am Vorabend des 40. Jahrestages jenes beschönigend » Reichskristallnacht« genannten größten Judenpogroms der neueren Geschichte. Die massenhaften Verbrechen vom November 1938 waren von der Nazipartei organisiert, von SA und SS ausgeführt worden. Im zeitlichen Zusammenhang mit diesem schaurigen Jubiläum gewann die Enthüllung, daß Carstens 1933 der SA beigetreten war und sich 1937 um die - ihm erst 1940 zuerkannte - NSDAP-Mitgliedschaft beworben hatte, beträchtlich an Brisanz.

Erst eine große Beschwichtigungskampagne, die die Springer-Presse startete und der sich »FAZ« und »Spiegel« anschlossen, brachte die Dinge wieder ins rechte Lot. Nun hieß es, Carstens' braune Vergangenheit sei als eine verzeihliche Jugendsünde anzusehen (eine Entschuldigung, die offenbar nur für rechtsextremistische Verirrungen im Twenalter gilt, denn fast gleichzeitig setzten sich Carstens Freunde wie auch er selbst mit Vehemenz für die Beibehaltung der bisherigen Berufsverbotepraxis ein).

Tatsächlich wäre der einstigen SA- und NSDAP-Mitgliedschaft eines Politikers keine große Bedeutung beizumessen, solange ihm keine Mitwirkung an kriminellen Handlungen nachzuweisen ist, wenn er sich nach 1945 eindeutig von den Nazis losgesagt und einen überzeugenden Gesinnungswandel vollzogen hätte. Doch just daran fehlt es bei Karl Carstens.

Sein politischer Stil erregt bei Jüngeren Unbehagen oder Heiterkeit und weckt bei Älteren unliebsame Erinnerungen an die deutschnationalen Wegbereiter (und -begleitet) der Nazis. Seine Vorliebe für die Eskapaden rechter Außenseiter disqualifizierte ihn selbst dann für das Amt des Bundespräsidenten, wenn er kein nomineller und nur 'gezwungener' (oder, wie ein honoriger Zeuge behauptet, ein selbst an der Offiziersuniform noch das Parteiabzeichen tragender) Nazi gewesen wäre.

Als beispielsweise der »Witiko-Bund«, dieses Fähnlein der letzten Aufrechten aus dem einstigen »Protektorat Böhmen und Mähren« mit dem Ex-SS-Offizier Zoglmann an der Spitze, im November 1978 irgendeine »Weihestunde« abhielt, bescheinigte Carstens diesen Nazi-Veteranen und Berufsrevanchisten, sie hätten »einen maßgebenden Beitrag zum Aufbau und Entwicklung unseres Staates wie auch für die Demokratie in Europa geleistet«. Wobei das erste leider stimmt, das letzte von jedem wirklichen Demokraten wie blanker Hohn empfunden werden muß.

Doch nicht nur den »Witiko«Ordensbrüdern gratuliert dieser von seltsamem Demokratieverständnis geleitete Bundestagspräsident, nein, er bringt es sogar fertig, jenem Blättchen Glückwünsche zu senden, das sich in grotesker Selbstüberschätzung »Deutschland-Magazin« nennt. Carstens bescheinigt dem Herausgeber, einem Hansdampf in allen jenen Gassen, die sich im schwarzbraunen Dunkel verlieren, auch noch »Eintreten für die freiheitliche Demokratie«. Dagegen befand eine nicht eben linkslastige Kammer des Münchener Landgerichts noch am B. November 1978, von der Magazin-Träger-Stiftung (»Deutschland-Stiftung«) könne man sagen, sie »arbeite gegen die Demokratie und gehöre zu den demokratiefeindlichen Gruppierungen«.

Doch, so wie die Dinge hierzulande stehen, wird Carstens' Kandidatur für das höchste Staatsamt nicht an seiner Unbelehrbarkeit im Umgang mit alten und neuen Ultras scheitern, allenfalls an seiner Falschaussage in Sachen BND-Waffenhandel, derentwegen die Staatsanwaltschaft nicht locker zu lassen scheint.

Und da wundern sich unsere Politiker über die Staatsverdrossenheit der Jugend!

pdi

Konkret 01/79, S. 32

Magazin - Primitiver Streich

Schon vor Erscheinen gerät die »Neue«, die linke Tageszeitung, unter Beschuß. Und nicht nur aus der Springer-Ecke

Wenn es um die vermeintliche Sache bedrohter Völker geht, zählen die bürgerliche Existenz einer einzelnen Journalistin und deutsches Presserecht wenig: Die »Gesellschaft für bedrohte Völker«hält es im Augenblick für eine ihrer wichtigsten Aufgaben, in einer Auflage von 40 000 eine Zeitung zu vertreiben, die in Typographie und Lay-out den Nullnummern der » Neuen«, der geplanten linken Tageszeitung des »Berliner Extradienstes«, täuschend ähnlich kopiert. Täuschen soll auch der Titel: »Das Neueste über die Neue«. Die Neuigkeit stellt dann auf acht Seiten eine Reihe von Variationen der Titel-Schlagzeile dar: »Wo Öl ist, ist auch Geld«; unterstellt wird, daß die »Neue« via » 3. Welt-Magazin« aus Libyen finanziert wird.

Erbost über das Pamphlet schrieb einer ihrer Schirmherren, Heinrich Albertz, daraufhin an die »Gesellschaft für bedrohte Völker: » Ich *kann dieses Unternehmen nur deutlich mißbilligen. Sie scheinen nicht zu wissen, was Sie tun, wenn Sie den schwierigen Versuch, endlich eine Tageszeitung links von den bisher erscheinenden Blättern zu ermöglichen, auf diese primitive Weise stören. Das sind Dumme-Jungen-Streiche, die ich jedenfalls einer Gesellschaft, für die auch ich bisher meinen Namen hergegeben habe, für nicht angemessen halte. Ich bitte Sie um baldige Stellungnahme zu diesem Unfug und werde meine künftige Schirmherrschaft von dieser Schirmherrschaft abhängig machen.«*

Mehr als ein Dummer-Jungen-Streich war allerdings ein Hinweis »für Eure Argumentation und Mundpropaganda«, den die »Gesellschaft« zusammen mit der gefälschten Tageszeitung an ihre Regionalgruppen verschickte: »Brigitte Sommer berichtete für den Berliner Extradienst und künftig für die 'Neue' als Korrespondentin über Palästinenserverfolgungen 'live' aus Tel Aviv, sitzt aber verheiratet mit einem libyschen Journalisten in Tripolis. «

Birgit (nicht mal der Vorname ist richtig angegeben) Sommer hierzu:

1. Ich bin freiberufliche Journalistin (Presseausweis Nr. 27397)

2. Vom 29.8. bis 11.9.1978 habe ich im Auftrag des Westdeutschen Rundfunk Köln Israel und die von Israel besetzten Gebiete besucht /Befristeter Presseausweis des Israel Government Press Office Nr. 08447)

3. Der Prozeß (gegen 14 palästinensische Kinder zwischen 13 und 18), über den im »Extrablatt 3 der Neuen« berichtet wird, fand am 5. September vor dem High Court in Jerusalem statt. Ich war bei der Verhandlung persönlich anwesend. Wegen eines Poststreiks in Israel kam mein Bericht erst mit erheblicher Verspätung bei der Redaktion an.

4. Ich wohne in Bonn und bin ledig.

In der gegebenen Mediensituation in der Bundesrepublik Deutschland sind die Arbeitsbedingungen einer freiberuflichen Journalistin, die sich seit Jahren politisch wie publizistisch für die Rechte des palästinensischen Volkes einsetzt, äußerst schwierig. Die unfaire Attacke auf meine Glaubwürdigkeit stellt eine Bedrohung meiner materiellen Existenz dar. Daß eine Gesellschaft, die sich für die Rechte bedrohter Völker einsetzen will, eine Journalistin angreift, wenn sie über einen eklatanten Fall von Menschenrechtsverletzung berichtet, mutet besonders seltsam an.

Konkret 01/79, S. 33

Erich Fried

Sympathie und Falschmeldungen

Seit dem 15. September sitzt Astrid Proll in einem Londoner Gefängnis und wartet auf die Entscheidung über ihre Auslieferung. Erich Fried berichtet über die Reaktionen der englischen und der deutschen Öffentlichkeit

Die Engländer halten sich zugute, daß sie den Fall Astrid Proll » weniger hysterisch« behandeln als die bundesdeutsche Öffentlichkeit. Wenn sich beispielsweise ein deutscher Besucher ereifert, Astrid Proll sei doch eine Terroristin, wird er korrigiert: wenn überhaupt, sei sie höchstens eine *ehemalige* Terroristin, die seit vier Jahren in England. ehrliche, nützliche Arbeit getan und nichts mit Terror zu tun gehabt habe. Und auf den Einwand, die Briten hätten eben mit dem Terror nicht genug eigene Erfahrungen, wird nicht nur mit crem Hinweis auf die IRA geantwortet. Es gab auch die »Angry Brigade«, eine Art britisches Gegenstück zur RAF. Aber »Angry Brigade« und Polizei haben sich eben *nicht* gegenseitig umgebracht, Haftbedingungen und Urteile waren üben *nicht so* drakonisch wie in der Bundesrepublik -und wohl gerade deshalb gehört die »Angry Brigade« heute der Vergangenheit an.

Besonders beliebt sind Ausländer in Großbritannien ja nicht, auch Deutsche nicht. Und wenn man sich dann noch die große Arbeitslosigkeit vergegenwärtigt, ist es sicher kein Zufall, daß sich Astrids Prolls englischer Arbeitgeber und ihre Kollegen für sie einsetzen und ihren Arbeitsplatz frei halten - was Presse und Fernsehen mit ausdrücklicher Zustimmung gemeldet haben.

Ich glaube also, es stimmt, daß die englischen Massenmedien mehr und sachlicher über den Fall Proll berichten als die deutschen, daß wichtige Einzelheiten, die in Großbritannien zur Kenntnis gebracht und zur Kenntnis genommen werden, in der BRD unbekannt sind: Etwa, daß Prof. Helga Einsele, die frühere Direktorin des Gefängnisses Preungesheim, in einem Interview des englischen Fernsehens nicht nur vom guten Charakter und vom schlechten Gesundheitszustand ihrer ehemaligen Gefangenen Proll gesprochen hat, sondern auch gesagt hat, daß sie hoffe, Astrid Proll werde nicht an die Bundesrepublik ausgeliefert. Es hat schon aufhorchen lassen, daß diese Kriminologin von der Universität Frankfurt, die den deutschen Strafvollzug aus eigener Praxis kennt, gesagt hat, es sei besser für Astrid Proll und besser für Deutschland, daß Astrid Proll dort bleibe, wo sie mit einer konstruktiven Tätigkeit ihren Platz in einer Gesellschaft gefunden habe.

So haben dann angesehene Engländer, u. a. ein Jura-Professor aus Oxford und ein Psychologie-Professor aus Cambridge, in kürzester Zeit eine Kaution von umgerechnet etwa 280.000 Mark aufgebracht, um damit Astrid Prolls vorläufige Haftentlassung zu erwirken. Zwar hat der zuständige Richter die Haftentlassung abgelehnt; daß aber aufgrund seiner Begründung die Verteidiger entweder die Kaution oder den Freilassungsantrag zurückgezogen hätten, wie in der Bundesrepublik verbreitet wurde, ist schlicht eine Falschmeldung. Allerdings gab es auch in der englischen Presse hin und wieder unrichtige Informationen, die dann von der deutschen aufgenommen wurden. Zum Beispiel schrieb die »Times« am 15. November, daß *Terroristen aus* der BRD Astrid Proll im Gefängnis besucht hätten. Bei genauerem Lesen stellte sich dann heraus, daß die Schriftstellerin Marianne Herzog und die Ärztin Dorothea Ridder gemeint waren, die selbst nach den Angaben der deutschen Behörden zumindest heute absolut nichts mehr mit dem Terrorismus zu tun haben. Übrigens hat die englische Polizei, auf deren Aussagen die »Times«Meldung zurückgeht, so ziemlich alle Namen und Tatsachen durcheinander gebracht: Aus Astrids Prolls Bruder Thorwald Proll wurde ein nicht existierendes früheres RAF-Mitglied Thorwald Herzog, und Marianne Herzog wurde zu dessen Schwester ernannt.

Nun werden aber auch falsche Behauptungen in Umlauf gesetzt, die weniger kurios oder weniger harmlos sind. Dieselben Polizeibeamten**,** die die »Times« »informierten«, sagten Astrid Proll zum Beispiel kriminelle Kontakte nach, nachdem sie kurz zuvor noch das Gegenteil behauptet hatten. Hellhörige Journalisten wurden allerdings schnell enttäuscht: Abgesehen von der Tatsache, daß Astrid Proll vor mehr als vier Jahren unter falschem Namen nach London kam, konnte ihr als ärgstes Delikt eine winzige Menge Hasch in ihrer Wohnung nachgewiesen werden. In der englischen Öffentlichkeit wird nun befürchtet, daß in dem Amtshilfeverfahren zwischen diesen Polizisten, Interpol und dem Bundeskriminalamt derartige Bagatellen überbetont werden.

Astrid Proll hatte sich, nachdem sie 1974 aus Gesundheitsgründen freigelassen worden war, dem weiteren Prozeßverlauf entzogen, weil sie bei einer neuerlichen Inhaftierung um ihr Leben zu fürchten hatte. An den Nachwirkungen der damaligen Haftschäden leidet sie noch heute. Nicht zuletzt deshalb wird die lange Dauer ihrer Haft und die andauernde Verzögerung des Prozesses über ihre Auslieferung in Großbritannien nur noch als erbarmungslose Verfolgung einer Frau begriffen, die mit ihrer Vergangenheit gebrochen hat.

Konkret 01/79, S. 34

Roland Lang

DIE WACHE UND DIE GETRÄUMTE REVOLUTION

Über die »Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss

Der zweite Band der »Ästhetik« hat 325 Seiten und ein absatzloses, abgeschlossen wirkendes Schriftbild. Ich bin, was Lektüre angeht, in der letzten Zeit etwas träge geworden. Ich *muß* das Buch lesen. Jaja, es interessiert mich ja, aber. Und dann kam es ganz anders. Denn das Buch ist *spannend.* Was Weis etwa im ersten Fünftel des Romans über Géricaults Bild »Das Floß der Medusa« schreibt, ist so fesselnd, so farbig, so (auch politisch) *aufregend,* daß ich dieses Bild unbedingt sehen muß. Ich will mehr über diese Zeit wissen. Über die »Medusa«. Über Géricault. Plötzlich war ein großes Interesse da. Natürlich muß man sich diesen Text erarbeiten, er ist anstrengend. Aber was für eine lustvolle Anstrengung.

Die »Ästhetik« ist ein sehr politisches Buch. Und obwohl eine Menge Wissen verarbeitet ist, ist es nie Lehrtext, nie Historienmalerei, sondern immer Poesie, *Dichtung:* Nur: an welchen Gegenständen verwirklicht sich diese Dichtung! Das eben ist für unsere Tuis das Skandalöse. Ökonomie im Mittelalter, die Strategien der Hochfinanz, Widersprüche in der sozialistischen Bewegung, Deformationen durchs Exil, Fabrikleben, Agitationsfragen - das sind doch keine Themen fürs Poetische. Meinen sie.

Aber das Buch ist nicht nur Geschichte des Lebens der Völker, es ist auch Geschichte des Lebens des Erzählers. Es handelt von seiner Schwäche, seiner Trauer und Hoffnung, seiner Mutlosigkeit, seiner Zuversicht. *»Ich wünschte mich, heute, da genaueste Orientierung in der äußeren Realität benötigt wurde, heute, da die Stadt den Atem anhielt vor den entscheidenden Zügen und Schlägen der Protagonisten im diplomatischen Schauspiel, hinüber zu den Pappeln an der hohen Uferfeste, zum Arsenal der Bilder. Der Gedanke an die Aufnahme in die Partei verband sich mit dem Begehren nach unbegrenzten Entdeckungen,, schon sah ich mich vor den bemalten Flächen stehn, sah mich in der Begegnung mit Géricault, Delacroix, Courbet, Millet, in die geschloßne Organisation, in den kompromißlosen Kampf wollte ich mich begeben, und zugleich in die absolute Freiheit der Phantasie. «*

Die Hauptperson, der Erzähler, ein junger deutscher Arbeiter, der in den Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hat, geht nach der Auflösung der Brigaden nach Paris. Er arbeitet dort kurze Zeit in einem Heim für verwaiste spanische Kinder, bevor er im Spätherbst 1938 nach Schweden emigriert, wo er in einer Zinn-Werkstatt als Hilfsarbeiter unterkommt. Das ist der äußere Rahmen. Ausgefüllt ist dieser Rahmen von mehreren Büchern. In diesem Buch gibt es eine Reihe von Büchern. Eins über das Los der politischen Emigranten. Eins über den Faschismus am Vorabend des Zweiten Weltkriegs. Eins über Kunst und gesellschaftliches Sein. Eins über die Spanienpolitik der Westmächte. Eins über das Verhältnis von *Privatem* und Politischem. Eins über Literatur. Eins über den *Kampf der Phantasie gegen die Sterilität.* Eins über die schwedische Sozialdemokratie. Eins über das psychische Verarbeiten politischer Niederlagen. Eins über Sprachkunst ...

Weissens »Roman« ist ein Buch für politisch und literarisch interessierte Arbeiter. Es ist ein *großer Gesang,* seine langen, wunderbaren Strophen brauchen nur einen Vortragenden mit Sinn für ihren Inhalt. Laßt »Die Ästhetik des Widerstands« von einem guten Schauspieler sprechen, laßt den Roman zu *Wort* kommen, und keiner, der angefangen hat zuzuhören (im Saal, im Radio, wo auch immer), wird weglaufen. Wir werden noch einmal lachen über alle, die meinen, diese Prosa tauge nicht für Leute, die im Beruf stehn, das Buch habe Weiss nur für sich selbst geschrieben.

Die »Ästhetik« ist einseitig und eindeutig. Aus Spanien strömen die Flüchtlinge nach Frankreich. *»Hungernd, erschöpft, manche noch zitternd beim Gedanken an die Massaker, die die falangistischen Kolonialtruppen auf den Straßen verübt hatten, waren die Vertriebenen übers Gebirge gewandert und an der Grenze von den Senegalsoldaten der Garde Mobile empfangen und mit Gewehrkolben in Viehwagen gestoßen worden ... Angekommen in Perpignan, wurden die Männer von den Frauen getrennt, den Frauen wurden die Kinder entrissen. Tag und Nacht war vom Bahnhof her das Schreien, Flehen und Wimmern zu hören. Da standen auf den Nebengleisen noch die Reihen der Güterwaggons, die von der französischen Regierung nicht nach Spanien eingelassen worden waren, vollbeladen mit Maschinengewehren, Kanonen, Luftabwehrgeschützen, Munition, versehe mit sowjetischen Absendezeichen.«* Und: » Während *Zehntausende aus der spanischen Republik über die französische Grenze flüchteten und in Barcelona die Salven der Hinrichtungskommandos zu hören waren, sondierten schwedische Unternehmer das Feld für einen Handelsaustausch mit dem nationalistischen Spanien, leitende Industrielle, in Madrid eingetroffen, beurteilten die Aussichten auf baldige Geschäftsabschlüsse positiv.«* Was soll den Rechten an so einem Text gefallen? Warum sollen sie das Buch gut finden? Man lese nur, was Weiss auf fünf Seiten über den Hintergrund des Finnisch-Sowjetischen Winterkriegs 1939/40 schreibt, und man wird verstehen, warum den meisten im bürgerlichen Feuilleton dieses Buch wie eine Eisenbahnschiene im Rachen steckt.

Lenin in Zürich. Weiss beschreibt das Haus, in dem Lenin wohnt, die Stube, in der er schläft, seine Besucher. In derselben Straße wohnen die Dadaisten Huelsenbeck, Ball, Tzara, Arp. *»Seit dem Frühjahr Sechzehn beherbergte die Spiegelgasse die ganze Revolution, denn nun war auch Lenin dort eingezogen. Der Alte, wie wir ihn nannten, denn einem solchen glich*

der Fünfundvierzigjährige schon, mit seinem fast kahlen Schädel, verurteilte den Spleen der Künstler, die Verherrlichung des Unnützen, wie sie bei den Vorstellungen in der Grotte zum Ausdruck kam. Hoch oben an der buckligen Gasse, da fand das Planen statt, tief unten, da entlud sich die phantastische Unvernunft. Die Spiegelgasse wurde zum Sinnbild der gewaltsamen, doppelten, der wachen und der geträumten Revolution.« Immer wieder sind in den Roman einzelne Biographiestücke eingeschmolzen: Géricaults Arbeit am Medusa-Bild; Münzenbergs Jugend; Brechts Arbeit in Lidingö; die Heerzüge des Bauernführers Engelbrekt. In allem Fiktives und Historisches. Seine literarische Technik ermöglicht es Weiss, einen unglaublichen Reichtum an Bildern, Situationen, Szenen, Reflexionen, Phantasien auszubreiten. Das Bild des todkranken, von Knut Hamsun diffamierten Ossietzky. Der Einzug Albrecht von Mecklenburgs in Stockholm. Die Wohnung Rosners, des *Hieronymus der Komintern.* Palmstierna, der schwedische Sozialdemokrat, der 1917 Kerenski dringend empfiehlt, Lenin, sobald er russischen Boden betreten hat, umbringen zu lassen. Münzenberg als Schuharbeiter in Erfurt. Bischoff, die Kommunistin im Gefängnis in Stockholm, bevor sie ans Deutsche Reich ausgeliefert werden soll. Chamberlain nach der Rückkehr aus München. Delacroix am Bett des sterbenden Géricault ... Essayistisches. Szenisches. Meditation. Städtebilder: Paris, Zürich, Stockholm ...

Der Kommunismus. Der Erzähler möchte in die KPD eintreten. *»Und immer wieder, beim Aufsuchen des Verstecks, fragte ich mich, ob dies ein Fliehn sei, ein Aufschieben andrer, wichtiger Entschlüsse, ob nicht mein ganzes früheres Zögern vorm Eintritt in die Partei zurückzuführen gewesen warauf meine Neigung zum Zweifeln, meine Ablehnung des Fertigen, Endgültigen, und unmittelbar darauf kam die Rechtfertigung, daß ich zuerst mich selbst zu bestätigen hatte, ehe ich es wagen durfte, andre Verantwortungen auf mich zu nehmen. u* Und an anderer Stelle: *»Und doch rückte ich, nach den vielen Vorbereitungen, dem, das ich als meine Aufgabe ansah, näher. Berufsschreiber, das klang wie Berufsrevolutionär... Planende, Erfindende waren wir alle. Nach dem Werkzeug hatten wir zu suchen, das wir am besten zu handhaben vermochten. u*

Inder Gestalt Münzenbergsstellt Weiss den alten, kampferfahrenen, eigenwilligen Revolutionär vor - den Typ des ideenreichen, auch die Revolution in der Kunst begreifenden Kommunisten, der (das wird angedeutet) in einer kommunistischen Bewegung, deren Inspirator ein Mann wie Lenin ist, zum Nutzen der Sache voll zur Entfaltung kommen kann, in einer Bewegung aber, die inzwischen von Menschen wie Stalin geprägt wird (die Moskauer Prozesse sind eben abgeschlossen), keine Arbeitsgrundlage mehr findet.

Die Dialektik von Solidarität, Kritik, Selbstkritik, Sicherheit und Zweifel: Weissens Lebens- und Geschichtsschreibung ist ganz und gar unprätentiös, er geht behutsam und abwägend vor; dabei läßt er - via Erzähler - keinen Zweifel an seiner Parteinahme für die Sowjetunion. *An der Niederschlagung der deutschen Revolution, am Versagen des europäischen Proletariats, an der rasenden Expansion des Kapitals, der Verschwörung der Westmächte gegen Rußland läßt sich ermessen, welche Leistung es war, standzuhalten.*

Nur versteht Weiss die Wahrheit immer auch als etwas Unfertiges. Ansichten, auch Mehrheitsansichten (und Entscheidungen) sind Wegpunkte im Prozeß der Wahrheitsfindung. Er spricht über die *Unstimmigkeiten innerhalb der Parteispitze* (der KPD) jener Zeit, und in dieser Betrachtung ist Leidenschaft, Genauigkeit und Einfühlungsvermögen. Anders jedenfalls als in den einschlägigen parteioffiziellen Texten. Jeder Satz in Weissens Buch handelt vom historischen Bewußtsein und will auf die Frage nach seiner Bedeutung, Übersetzung und Existenzweise antworten. Dieser »Roman« ist, trotz seiner schwerblütigen Melodiosität, ein *listiges, sinnenfreudiges* Buch.

Weiss nennt sein Buch - mißverständlich, aber programmatisch - einen Roman. So hebt er den methodischen Mangel ästhetischer Theorien auf, Gestalt und Gefühl zu behandeln, aber selbst nicht zu enthalten. Theorie, Wissenschaft, auch wenn sie -wie die marxistische- vom Menschen handelt, wird dern Persönlichsten, dem individuellsten der Menschen nicht gerecht. Peter Weiss hat gerade das versucht. Es gelingt ihm in der Form eines Romans mit idealtypischen Figuren und idealtypischen Handlungsabläufen. Sein Realismus bringt der marxistischen Theorie die verschüttete Dimension der Emotion zurück. Und das macht sein Buch, dessen zweiter Band soeben bei Suhrkamp erschienen ist, zu einem der wichtigsten der letzten Jahre.

Konkret 01/79, S. 36

Karin Reschke

Der linke Mann im Kinde

Wem nützt die große Grips-Parade, den Kindern oder doch eher ihren Eltern?

Ohne uns läufts nicht, singen die Erwachsenen. Gemeint sind die Kinder. Ohne sie läufts nicht. Aber was läuft nicht?

Die Erwachsenen vom Grips-Kindertheater in Westberlin, die einst anspruchsvolles Politkabarett gemacht haben, entdeckten in den Kindern ihre alt gewordenen Wünsche nach freier, bewußter Entfaltung, profilierten sich mit Stücken von »Maximilian Pfeiferling« bis »Mensch Mädchen« gegen das konventionelle Kindertheater und brachten die politische Person »Kind« auf den Markt. Die Querelen in einzelnen Berliner Bezirken um die Aufführung von Grips-Stücken in den Schulen haben gleichzeitig ein plötzliches gesellschaftliches Interesse am Kind geweckt, das schlechte Gewissen mobilisiert und die Pädagogikexperten auf den Plan gerufen, die an seiner Entfaltung und an seiner kritischen Entwicklung zum Erwachsenen eifrig mitbosseln.

Das Kind ist »in«, spätestens seit der letzten Buchmesse in Frankfurt und wird's in diesem Jahr im »Jahr des Kindes« noch mehr. Aber das Kind bleibt zurück, das minderbemittelte, in Leistung, Position und Anpassung gehievte, beherrschte und abgöttisch verhätschelte Wesen, der kleine Mensch, um dessen Willen und Wehr es bei Grips doch gehen soll.

Aber wie es so läuft - ohne uns läufts nicht - wo Theater gemacht wird, Leute (Kinder). den Kinderwachsenen zujubeln, kommen die Medien und schlachten mit, sprich, aus dem Theater in Berlin werden Zusammenschnitte geschustert und als Platten auf den Markt geworfen, die große Grips-Parade, Lieder zum Mitsingen, das Grips-Liederbuch und Theaterstücke, z.B. »Mensch Mädchen«, für Menschen ab 6: Da wird ohne Arg Arges aus der Watte gepackt, da werden den Mädchen Weiblichkeitswahn (Mütter) und Männerherrschaft (Väter, Söhne) vorgeführt, da werden drei Mädchen auf eine platte dümmliche Art mit den Verhaltensmustern der Erwachsenen konfrontiert, ohne daß sie erfahren, warum das so ist.

Es ist wirklich kein neuer Trick, die Geschlechterrollen zu vertauschen, den feindlichen Jungen, der bei den Mädchen mitspielen will, in Mädchenkleider zu stecken, oder die Mädchen in Jungenkleider zu hüllen, um ihnen zu zeigen, wie eingefroren Männer- und Frauenbeziehungen sind. Diese schlimmen Erwachsenen, die immer nur auf den Kindern herumhacken, sie nicht hochkommen lassen, sie mit ihrem alltäglichen Kram erdrücken, ihre Phantasie im Spiel zerbröseln, und nur streng darauf achten, daß Mädchen und Jungen bei ihren Leisten bleiben!

Es ist zu einfach und zu lehrbuchhaft, auf diese oberflächliche Weise Widerstand im Kind erzeugen zu wollen, es ist deshalb zu einfach, weil hier keine »Geschichte« erzählt wird. Es genügt nicht zu sagen, »eine Säge ist nichts für kleine Mädchen« und das Kind mit diesem Vorurteil im Dunkeln zu halten. Auch wenn es widerspricht und bohrt und die Säge trotzdem will, erhält es immer wieder die lakonische Antwort, die bekannte Absage an seine Person und Wünsche. Ein uralter Hut (auch Konzept des Kasperletheaters) mit einem neuen Aufhänger, nämlich sich zu wehren. Aber wie wehrt es sich denn, und wo kommt das Wehren her? Bei dem verharschten, im Klischee steckenbleibenden Milieu erscheint mir die Einsicht und der Widerstand von Kindern unglaubwürdig: Plötzlich wissen die drei Heldinnen, wie sie den Jungen und die gesamte Erwachsenenwelt aufs Korn nehmen müssen, um ihnen beizubringen, daß Mädchen weder dümmer noch schwächer sind, und trauen sich auch noch, das zu sagen.

Hier werden Übererwachsene vorgeführt, die der Welt mit Frechheit, Witz und Spott Lehrmeinungen und den Spiegel vorhalten - wir alle wissen, daß es nicht so ist, daß die Kinder auf der Bühne und auf der Platte die Träume von Erwachsenen sind, daß der Stückeschreiber Stefan Reisner ein Mann ist, der sicher etwas aus der Frauenbewegung gelernt hat und im Kind die Hoffnung auf Veränderung sieht.

Mir hätte es besser gefallen, wenn die Rollen gebrochener verteilt gewesen wären, zwiespältiger. Wir sind nicht so eindeutig schwarzweiß gezeichnet, ausschnitthaft gräßliche Eltern und heldenhaft mutige Kinder. So viel frischen progressiven Wind kann keiner einatmen, und die Platte verpufft wie die Rakete, die die Mädchen bauen, um sich auf den Traummond zurückzuziehen. Aber warum tun sie das eigentlich, nachdem sie es den Erwachsenen so deutlich gezeigt haben, wie's läuft?

Die Grips-Lieder sind widersprüchlicher, besser zu kauen, zu singen aber nicht immer zu verdauen. Die Melodien von Birger Heymann nölen sich ins Ohr, in phantasievolle Höhen und Absturz in den Keller, in Dur und Moll, harmonisch, manchmal puppeneinfach und dann wieder riesig schwer. Wie bei »Manchmal hab ich Wut«, von dem ich glaube, daß es nur Erwachsene singen können, ein knackiges Vortragslied für Vortragskünstler, und wenn man genau hinhört, von richtigen Profis gesungen. Leider ist der Text dazu verschenkte Liebesmüh.

»Manchmal hab ich Wut

dann muß ich was kaputthaun

dann muß ich was zertreten

dann bin ich ganz gemein
dann muß ich einen ärgern
und kratzen und kneifen und
dreschen und schrein: Aaaaah!

Manchmal hab ich Wut
dann fühl ich mich allein
ich möcht viel lieber freundlich sein
doch versuchen hat gar keinen Zweck
dann keiner hilft mir über meine Wut drüber weg ... «

Mit der Wut im Bauch lieber freundlich sein? Das sind doch unsere Mütter, unsere armen spießigen Eltern, diese ganze repressive Erwachsenenwelt, die Wut mit »Gemeinsein« definiert, bei Wut »Alleinsein« assoziiert, und Wut nicht mehr Wut sein lassen kann. Dazu hat Kind ja Wut (und auch Erwachsener), daß es sich spürt, warum soll es sich gleich wieder entschuldigen, und warum soll man denn darüber weghelfen? Wut hat Ursache und kann nicht mit Rückzug, Liebsein, Freundlichsein und Resignation verstrickt werden. Die Lieder sollen gleich auf den ersten Vers das solidarische Gefühl in den Kindern ansprechen. Aber es geht mir dabei alles zu schnell, zuweilen mit einer ungesunden Frische und sehr viel Selbsthilfeengagement: »Wir sind Kinder einer Erde, sie ist hier und nebenan, und wir werden sie verändern, kommt, wir fangen bei uns an!« Das ist ein mächtiger Anspruch, den auch wir meistens nur in unseren Idealvorstellungen einlösen wollen. (Ich habe mich dauernd an die Lieder von »Ton Steine Scherben« erinnert gefühlt, an das Gemotze, Gequäke und Gejammer über diese Welt). Die wahren Vorbilder der Kinder stecken nun mal nicht in Grips, das sind die Figuren aus »Enterprise« und »Kong fuu und anderen belämmerten Helden der Fernsehwelt. Wenn ich sehe, Wie sie sich auf der Straße, im Bus oder bei ihren Spielen bekämpfen, besiegen, Schmerz zufügen, untergehen und wieder auftauchen, kommen mir die Gripslieder wie schöne Gebete vor, die man vorm Einschlafen singen kann, in der Hoffnung, in seinen Träumen endlich einmal dem Herrn des Urwalds zu begegnen.

»Wenn du merkst, es geht dir schlecht, und du weißt, das ist nicht gerecht, heul nicht rum, sei kein Tränentier, schau dich um, den andern gehts genau wie dir.« Damit ist niemandem geholfen, das soll nur heißen, vergeh nicht vor Selbstmitleid, den andern gehts unter Umständen noch schlechter, relativier deinen Schmerz, oder nutze die Kraft, mit den anderen gemeinsam was »dagegen« zu tun. Ich glaube, daß es sinnvoll ist, zunächst mal die eigenen Leiden zu begreifen, mit ihnen umzugehen und auch zu heulen, so lange, bis man übergelaufen ist, und sich dann umzuschauen, wie es anderswo ist. Die Aufforderung, gemeinsam stark zu sein, setzt voraus, daß die eigenen Leidens- und Glücksgefühle stark sind und nicht im Vorfeld irgendeiner diffusen Solidarität zuliebe abgeschnitten werden: Und genau das passiert in vielen dieser Lieder. Den Kindern wird nur allzu deutlich gemacht, daß sie mit den Vorstellungen der Erwachsenen von einer besseren und gerechteren Welt bittesehr leben und agieren sollen. Sollen - als moralischer ideologischer Anspruch. Kinder, ohne uns gehts eben nicht!

Mensch Mädchen, Theaterstück für Menschen ab 8 von Stefan Reimer

Musik Birger Heymann, Liedertexte Volker Ludwig, Verlag »pläne«, Dortmund.

Die große Gripsparade, fünfzehn Lieder zum Mitsingen, Texte Volker Ludwig, Musik Birger Heymann, Wagenbachs Quartplatte 10

Die grobe Gripsparade 2, sechzehn Lieder zum Mitsingen, Texte Volker Ludwig, Musik Birger Heymann, Wagenbachs Quartplatte 18.

Konkret 01/79, S. 38

Jürgen Barosch

Ein putziges, kleines KZchen

12 Prozent aller Spielwaren sind Kriegsspielzeug. Schon gibt es den Massenmord fürs Kinderzimmer. Jürgen Barosch stellt die neuesten Perversitäten vor

Zum soundsovieltenmal jährt sich das □ Fest des Friedens□ . Des Festes Anlaß ist für unsere Republik jedoch nicht Ausnahme, sondern Regel. Nichts gilt es lückenloser zu schützen; der Friede, zumal der □ innere□ gilt als zentraler Begriff dieser freiheitlich demokratischen Demokratie. Um dessentwillen, was in der Spezialistensprache des Adalbert Weinstein von der □ FAZ□ mit strikter Kontinuität □ Nicht-Krieg□ lautet, fegen kommunistische Lehrer in Blätter auf dem Friedhof, weil man ihnen in verbotenen Berufen die Arbeit radikal erlassen hat. Prüfungsausschüsse prüfen mit eiserner Energie, inwieweit sich die Friedensvorstellungen der einberufenen Wehrpflichtigen mit denen des Staates decken. Die Staatsorgane geben wiederum ein Beispiel dafür, wie die Friedlichkeit politischer Demonstrationen zu bewahren und wie dann Zurückhaltung zu üben ist, wenn es darauf ankommt, der bürgerlichen Freiheit eine Gasse zu bahnen. So war etwa im Oktober letzten Jahres tatsächlich kaum ein Polizist zu sehen, als 200.000 friedfertige Bürger mit den Kleinkindern an der Hand nach Porz am Rhein zogen, um sich auf der Bundeswehrschau darüber zu informieren, womit wir denn im Ernstfall zu schießen in der Lage sind. Kurz: es herrscht Frieden im Land.

Geschichte, insbesondere die deutsche, in der bis zum heutigen Tage zahlreiche Menschen und Ziele verfolgt wurden, zwingt zu Fakten- und Detailtreue. Und im Zeitalter des Spritzgusses und der unbelasteten Sammelleidenschaft sind der Phantasie des einzelnen beim Rekonstruieren und Zusammenbauen keine Grenzen gesetzt. Die Industrie liefert □ jedem das Seine□ . So ging der deutsche Bürger auch zum diesjährigen Fest wieder auf die Suche nach schöpferischer Kurzweil für die zu beschenkenden Kinder. Er fand und findet ein reichhaltiges Angebot an Bausätzen kleiner Kunststoffmodelle, die es etwas genauer zu betrachten gilt.

Da stellt vor allem die westfälische Firma □ Revell Plastics GmbH□ aus dem PVC-Rohstoff der IG-Farben-Nachfolger eine Serie von Flugzeugen, Panzern, visierenden Soldaten und Schlachtschiffen her. Sie sind den Vorbildern aus der Zeit zwischen dem Ende der Weimarer Republik und dem Ende des z. Weltkrieges entlehnt, und die Firma bemüht sich nach eigenen Angaben, für die Anfertigung □ die Originalpläne zu erhalten□ , □ sofern das Modell als marktgerecht eingestuft□ wurde (□ Revell Hobby-Katalog□).

Also kann von unseren Kleinen das □ Revell□ -Modell einer Ju 88 □ entweder als Aufklärungsflugzeug oder als Bomber gebaut werden□ , oder es gilt, □ deutsche Artilleriesoldaten mit 150 mm Nebelwerfern□ zusammenzukleben. □ Die Engländer□ - so schreibt die Firma dazu □ □ lernten die Waffe im Juli 1944 in der Normandie kennen ... □ Auch sollen die kleinen Bastler mit der deutschen Fernlenkrakete V-2 erfreut werden, worüber das Unternehmen in bilderhafter Sprache weiß: □ Insgesamt kamen etwa 5500 Geräte zum Abschuß. Davon trafen rund 2000 das Stadtbild von London und etwa 1600 das von Antwerpen. u Die Städtebilder können freilich nicht mitgeliefert werden, dafür bietet jedoch die Londoner Modellfirma □ Air Fix Products Ltd.□ ersatzweise ein zerschossenes Haus mit selbst zu malenden Brandspuren an. Sie ergänzt das Sortiment mit einer handlichen Packung □ deutscher Soldaten mit Goliath□ und erläutert: □ Die deutsche Wehrmacht führte im Laufe des z. Weltkrieges zahlreiche besonders fortschrittliche Waffensysteme ein.□ Eines dieser □ fortschrittlichen Waffensysteme□ besteht aus einem großen Geschütz, das entsprechend der Zeichnung auf der Verpackung in eine Gruppe Soldaten feuert und diese zerfetzt. Der Karton enthält die Bedienungsmannschaft in brauner Farbe und die Opfer in grau.

In der Detailtreue der Hakenkreuz- und SS-Zeichen übertreffen sich die deutsche Firma □ Revell□ und das japanische Unternehmen □ Tamiya Plastic Model Co. □ gegenseitig, wobei letzteres auch den Totenkopf der SS nicht scheut.

Besonderer Marktschlager dieser Saison sind jedoch die Strategie-Trainings des amerikanischen Konzerns Milton Bradley (MB), der sein □ Computer Flottenmanöver□ dem Zeitgeist angepaßt hat. Sein aufschlußreicher Werbetext: □ Mit diesem Spiel hat MB das Flottenmanöver ins elektronische Zeitalter versetzt: das Aufspüren und Versenken der gegnerischen Flotte geschieht mit Hilfe modernster Computer-Technologie. Jeder Spieler ist schon bald fasziniert von der Schalttafel, den Sonar-Geräuschen, dem Pfeifen der Geschosse und der akustischen und optischen Anzeige, wenn ein Volltreffer gelungen ist. Der Sieg wird am Ende mit einem dreifachen 'Whoop' der Zerstörer-Sirene angezeigt. □ Der Autor konnte sich in einem Kölner Großkaufhaus von der Perversität der mittels eines Lautsprechers bewerkstelligten Detonationen und der akustischen Anzeige des Endsieges überzeugen.

Die Firma MB bildete dieses Strategie-Training sowie einige ähnliche Apparaturen in seiner prinzipiellen Ausrichtung Erfindungen amerikanischer Militärstrategen der □ Rand-Corporation□ nach, die militärische □ Zukunftsforschung□ betre Vor allem die dem schnellen technischen Wandel ausgesetzte US-Luftwaffe hatte nach 1945 die Errichtung einer Institution gefordert, die mit modernsten Mitteln neue Waffensysteme, strategische Lagen und sogar politische Entwicklungen vorausberechnen sollte. Zu einer täglichen Pflichtübung der dort arbeitenden Militärs gehört seitdem das sogenannte □ war

gaming□ .Solch ein Kriegsspiel besteht aus zwei Militärs, die sich gegenübersitzen und von denen jeder ein komplettes Schachspiel vor sich stehen hat. Ihnen wird der Blick auf das Brett des Gegenübers (□ Gegners□) durch eine kleine Stellwand auf dem Tisch versperrt. Jeder spielt seine eigene Schachpartie und zieht nicht nur seine eigenen Figuren, sondern auch die der anderen Farbe. Er versucht, durch strategische Überlegungen die wahrscheinlichen Gegenzüge seines Kontrahenten zu erraten und führt sie an dessen Stelle aus. Beide Militärs tun dies gleichzeitig und unabhängig voneinander und notieren jeden gemachten Zug. Am Ende wird verglichen, ob der andere tatsächlich in der Lage war, das eigene taktische Verhalten vorauszuahnen oder einzuschätzen und darauf zu reagieren.

□ □ □ □ □□□ □ □□ □ □□□□ □□□

Die MB-Geräte sind in der gleichen Weise aufgebaut, nur steht an der Stelle des Schachbrettes zum Beispiel ein Kriegsschiffbrett. Die Firma empfiehlt, diese Anlage bei Kindern ab 10 Jahren einzusetzen. Auch das Westdeutsche Werbefernsehen (WWF) wirbt für dieses Produkt zu publikumswirksamer Zeit vor der Tagesschau, denn es heißt schließlich im WDR-Gesetz unter § 4 Absatz 2: □ Der WDR soll die internationale Verständigung fördern, zum Frieden und zur sozialen Gerechtigkeit mahnen, die demokratischen Freiheiten verteidigen und nur der Wahrheit verpflichtet sein.□

Diese Lernapparaturen der Firma Milton Bradley stellen in der historischen Entwicklung ihrer Produktsparte eine konsequente Fortentwicklung des Bisherigen dar. (MB-Produkt □ Hinterhalt□ : □ Ein erregendes Spiel, das den Sinn für strategisches Vorgehen und das Gedächtnis schult. Lernen bei Spaß und Spannung.□ - die Firma empfiehlt das Gerät für Kinder ab 7 Jahren.)

Die Kinder unserer Großeltern probten mit Zinnsoldaten noch Heeresformationen, ehe das Luftgewehr in Massenproduktion hergestellt wurde. Bereits auf der Nürnberger Spielwarenmesse im März 1950 boten amerikanische Hersteller als Nebenprodukt der Atombombenproduktion ein Atomlabor für Kinder samt Geigerzähler, Wilsonscher Nebelkammer und radioaktiven Materialien für 42,50 Dollar an. Damals spottete der □ Spiegel□ , es solle □ der kleine Yankee lernen, 'welche ungeheuren Möglichkeiten die Atomforschung für den Fortschritt besitzt'. □ Man wußte eben, daß die Atomindustrie sich in Zukunft irgendwie würde dem Volke nähern müssen. Das Kinderzimmer ist in dieser Hinsicht seit erdenklichen Zeiten ein Ort des Einstiegs.

Gegen eine Weiterentwicklung dieses Atomlabors versuchte sich vor einiger Zeit noch der Würzburger Oberbürgermeister durch eine Anzeige zu wehren. Es ging um das amerikanische Gesellschafts-Würfelspiel □ Würzburg Soviet-American Combat in the 70's□ , das der Frankfurter Verleger Reinhard Deutsch für den BRD-Markt vorstellte. Die Staatsanwaltschaft beim Landgericht Frankfurt entschied:

»Es handelt sich um ein sog. Strategie- und Taktikspiel, bei dem die Spielteilnehmer generalstabsmäßig eine Schlacht zwischen Russen und Amerikanern simulieren können. Vergleichbar dem beim Militär verwendeten Sandkasten steht den Spielern eine vierfarbige, Spessartlandkarte zur Verfügung - realistisch in Planquadrate aufgeteilt - mit der Stadt Würzburg als Mittelpunkt, auf der die Spieler einzelne Kampfmaßnahmen, Truppenbewegungen, Waffeneinsätze würfelnd erspielen können. Spielentscheidender Höhepunkt dieser Schlacht ist der Abwurf einer Atombombe von 5O Kilotonnen auf die Würzburger Innenstadt.

Zwar mag dieses Spiel eine neue Variante der zahlreichen auf dem Spielzeug- und Vergnügungsmarkt vorzufindenden Geschmacklosigkeiten darstellen, doch hat der Gesetzgeber die Verstellung und den Vertrieb derartiger Spiele nicht unter Strafe gestellt.

Anders als etwa in einem Buch oder Film werden in diesem Spiel entgegen der Auffassung des Anzeigeerstatters keine Gewalttätigkeiten geschildert. Vielmehr bleibt es den Spielbeteiligten, die lediglich mit ihren Pappeinheiten einzelne Spielzüge vollziehen, überlassen, welche Wirkung und welche Folgen des gespielten Waffen- und Atombombeneinsatzes sie sich in ihrer Phantasie ausmalen werden. Darstellungen, die selbst weder tatsächlich noch scheinbar Gewalttätigkeiten wiedergeben, sondern Gewalttätigkeiten lediglich in sinnbildlicher Weise in Gedanken und Vorstellungen lebendig werden lassen, fallen auch bei extensiver Auslegung nicht unter den Tatbestand des § 131 StGB (Verherrlichung von Gewalt; Anm. J.B.). Von der Einleitung von Strafverfolgungsmaßnahmen war daher abzusehen.« (8)

□ □□ □□□□ □□ □ □□ □ □□□ □ □□□

Wodurch juristisch auch der Weg frei wäre für Spielzeug, das das Mailänder Fachgeschäft □ Toys□ vertreibt: Dort gab es zum Beispiel zum Preis von 175 Mark ein Konzentrationslager aus Kunststoff incl. NS-Bewacher - konsequente Fortentwicklung einer Aufrüstung der Spielstube, die bei der Materialschlacht anfängt, in den psychologischen Krieg übergeht und im totalen Krieg endet.

Wenn diese □ Spielwaren□ -Industrie sagt, daß sie das □ strategische Vorgehen und das Gedächtnis unserer Kinder zu schulen beabsichtige, dann wird einem klar, wo der Unterschied zwischen Schule und Friedhof liegt, wo die, die was sagen

könnten, die Blätter über die Toten kehren müssen. In jener lernen die Kinder □ für's Leben□ , für das sie nur mit der halben geschichtlichen Wahrheit ausgestattet werden. Mit der halben Wahrheit in den Händen aber sind sie dann den Allgemeininteressen der Industrie ausgeliefert. Sie wissen nicht, daß sie üben, für eben jene Interessen ein bißchen zu sterben. Friedliche Weihnachten.

Konkret 01/79, S. 41

Sonja Schwarz-Arendt

Ansichten einer Clownin

Térésa: Portugiesin, links, eine Kultusbürokratin aus der Manege

»Eigentlich sollte ich ja Nonne werden«, talkt sie mir auf englisch. Das muß lange her sein, denn jetzt hat sie »was mit Sozialismus« am Clownshut und trägt dazu ein Huhn unterm Arm.

Ihr Sozialismus ist noch unreal, da er in Portugal verwirklicht werden soll. Ihr Huhn aber kackt sehr real auf die Hand, die es füttert. Trotzdem: »Excuse me«, entschuldigt sich Térésa beim Kennenlernen auf einer von Gegenkultur und Gegenpolitik durchmischten Fete in Berlin Kreuzberg, »... ich bin gar nicht so lustig, wie man sich das vorstellt, aber ein Clown entspannt sich halt so.«

Das ist also die ganze Krux aus der Operetten-Sage: Bajazzo-Schwermut als Berufskrankheit. Die rotblonde Dreißigerin, strahlt trotz lustiger Kunterbuntbekleidung mit Fin-de-Siècle-Cape eine ungemein seriöse Bestimmtheit aus. Daß sich die Energie, die ihre Augen verraten, schon an sehr vielen Widerständen mit unterschiedlichem Erfolg hat messen müssen, deuten die ersten harten und bitteren Fältchen um den Mund an, wenn er nicht lächelt.

Sie lächelt wirklich nicht oft, obwohl sie die Menschen zum Lachen bringt: »Die Menschen brauchen das Lachen, weil es befreit. Wer den Leuten etwas sagen will und sie dabei zum Lachen bringt, hat auf jeden Fall das bessere Argument.« Sie macht das als Clown in Röcken. »Clowns haben ebenso wie die Engel kein Geschlecht, sagt man. Warum tragen sie also immer Hosen?« Sie will ein Frauen-Clown sein und nicht nur ein weiblicher Clown. Das tägliche Leben der Frau, der portugiesischen, ist Gegenstand ihrer Clownerien. Dabei wird ihr das Huhn zur assistierenden Kollegin.

Sobald die Schminke aufgetragen ist, wird aus Teresa »Tété, die Clownin«. Eine unglaubliche Metamorphose: Alles Schwere, aller Ernst fallen von ihr ab. Tété provoziert keine krachenden Lachsalven, sondern eine Ergriffenheit, die man angesichts ihres großen Vorbildes Guiletta Masina in »La Strada« spürt. Sie lebt ihren Kindheitstraum aus, den sie sich schwer erkämpft hat.

In Herrenhäusern in Afrika, also in Angola und Mozambique, ist sie aufgewachsen, denn sie stammt aus einer der reichen Familien Portugals. Dort versteht es sich von selbst, daß sich immer ein Kind der Familie »dem Dienst des Herrn« weiht: Die Schutzheilige Portugals ist die heilige Térésa... Die unheilige Térésa ist jedenfalls mit fünfzehn Jahren auf und davon, erst nach London und dann nach Paris, immer den Traum vom Clown im Kopf. In Paris bekam sie dann endlich einen Job beim Zirkus. Sie durfte die Käfige ausmisten. Als ein Clown ausfiel, sprang sie ein.

In der Pariser Emigranten-Szene traf sie Arrabal. In seinem Film »Ich werde laufen wie ein verrücktes Pferd« spielten dann zwei Térésas mit, sie und ihre Ziege. Bei der Mai-Revolte 68 in Paris war sie dabei, bis zum Sturz der Diktatur 1974 konnte sie sich also in Portugal nicht mehr blicken lassen. Aber auch nach der Revolution wollte dort niemand eine Frau als Clown. Auf ihrer Arbeitssuche lief ihr immer wieder ein Clown-Kollege über den Weg, den auch keiner wollte: Er war 82 Jahre alt. Sie taten sich zusammen - der Alte hatte die Erfahrung und sie, die damals Dreiundzwanzigjährige, die Energie.

Das Mißtrauen gegen Térésa als einer »Zirkusfremden« konnte endlich beigelegt werden. Da die Leute vom Zirkus in Portugal fast alle Analphabeten sind, wandten sie sich immer häufiger an Térésa, die »Gebildete«, damit sie für sie »Amtssachen« klärt, vor allem aber Arbeitsverträge und Gagenabrechnungen prüft. Allmählich wurde sie zur Anlaufstelle für alle Probleme und Nöte ihrer neuen Kollegen. Die über 20.000 Zirkusleute Portugals haben davon reichlich. Die meisten von ihnen haben in ihrem Leben noch nie einen Arzt gesehen. Der ist zu teuer, eine Versicherung gibt es für sie nicht. Die Frauen, besser gesagt, die Mädchen, heiraten früh, mit 14 bis 16 Jahren. Mit 20 Jahren haben sie dann drei bis vier Kinder. Im Sommer muß das Geld für den beschäftigungslosen Winter verdient werden, so daß jede Schwangerschaft »in der Saison« die Existenz der Zirkusfamilie gefährdet; denn die Frau muß arbeiten. Sie muß aufs Hochseil, solange noch irgend ein geschickt drapierter Flitterfummel ihren Bauch tarnen kann. Oft ist sie der einzige Arbeitspartner ihres Mannes. Wenn sie ausfällt, gibt es keinen Ersatz. Und wenn ihr ihr Mann hoch oben am Trapez zuruft: »Spring!«, dann springt Maria und macht brav ihren Salto, auch wenn sie im sechsten Monat ist. Sie hat keine andere Wahl, denn Mutterschutz gibt es beim fahrenden Volk Portugals nicht.

Nur zu oft standen deshalb verzweifelte Männer mit ihren weinenden Ehefrauen, die halbe Kinder sind, vor Térésas Wohnwagentür, weil sie es sich nicht leisten konnten, in der Zirkuskuppel ratlos zu sein. Teresa half, nicht nur mit Rat, auch mit Tat: Das fachgerechte Abtreiben hat sie in Frauenselbsthilfe-Gruppen in London gelernt. »Mir wurde aber schnell klar, daß, soviel ich auch helfen mag, das die Ursachen der Probleme nicht beseitigt. « Sie fing an, den zuständigen Behörden und Politikern »auf die Nerven zu gehen«.

»Ich verstehe eigentlich nichts von Politik!«, sagt sie. »Die Bürokraten und Politiker sind mir immer ein Horror gewesen. Ich fing an, mich über Zirkuszentren, wie es sie in den sozialistischen Ländern gibt, mit Winterquartieren, Ausbildungsstätten und zentralem Sozial- und Gesundheitsdienst zu informieren. Darüber habe ich mit dem Clown Popow,

als er nach Portugal kam, bestimmt ebenso lange diskutiert wie über fachliche Fragen. Mit einem solchen Projekt in der Tasche bin ich dann von Ministerium zu Ministerium, von einer Verwaltungsstelle zur anderen, von einer Partei zur anderen, von Politiker zu Politiker gelaufen. Wenn man mich nicht für eine etwas verrückte Frau hielt, dann machte man mir immer wieder klar, daß das doch eine Frage von 'untergeordneter Bedeutung' sei. Für 20.000 Zirkusleute fühlt sich keiner zuständig. Sie sind unwichtig, es sei denn, man will mit seinen Kindern in den Zirkus gehen! Man hielt mir immer vor, daß Portugal ein unterentwickeltes Land ist und viele Probleme hat. ' Ja richtig`, habe ich dann immer geantwortet, 'ich fange in meinem Bereich mit der Entwicklung an, und was tut ihr?'«

Den Kommunisten war die Sache zwar sympathisch, und sie halfen ihr auch hier und da. Aber fahrendes Volk, Artisten und Gaukler, wie sieht es denn da mit der Klassenlage aus, ist das nicht »Lumpenproletariat«?

1976 hatte sie endlich das Kultus- und das Sozialministerium so weit gebracht, daß sie ihr Projekt unterstützten. Dann stürzte die Regierung. Teresa fing wieder von vorn an: Ablehnung. Regierungswechsel, wieder Ablehnung. Im Frühjahr 1978 wurde wieder »wohlwollend geprüft«, und man bot der hartnäckigen Harlekina den Posten einer Referentin für Zirkusfragen im Kultusministerium an. Zirkus - eine Karriere? Unter einem Posten als Referent im Ministerium versteht man hierzulande: Gehalt eines Regierungsrats, Vorzimmer, Sekretärin und Dienstwagen. Bei ihr in Lissabon sieht es so aus: Sie wartet noch auf die letzten vier bescheidenen Monatsgehälter und sitzt in einem winzigen Büro, tippt auch ihre Briefe selbst. Ihr »Dienstwagen« ist ihr eigenes Fahrrad. Ein normaler Arbeitstag geht von 8.00 Uhr morgens bis 1.00 Uhr morgens. Nur am Wochenende steht sie in der Manege.

An den Berliner Festwochen 78 wollte sie mit einer Schauspieltruppe aus Portugal teilnehmen, aber wieder einmal: Die Regierung stürzte, die Mittel wurden gestrichen, das Zirkuszentrumsprojekt auch, und sie muß jetzt ihr Referat gegen den Rotstift verteidigen. Aber irgendwie kam Térésa dann doch...

Privatleben? »Wenn die Arbeit auch das ist, was man liebt, wofür man kämpft, dann ist das das Leben, das ganze.«

Konkret 01/79, S. 43

Heinrich Böll

Sprache war der Einstieg

Zum ersten Mal auf Deutsch erscheint jetzt ein Böll-Interview, das vor zwei Jahren in Frankreich Aufsehen machte. Ein Auszug *:

Ich glaube, daß jeder Schriftsteller, ganz gleich, ob er Franzose, Russe oder Schwede ist, durch die Beschäftigung mit der Sprache auf Probleme, Konflikte, Entwicklungen stößt. Der Einstieg ist gar nicht immer das sogenannte Engagement, sondern die Sprache, und mit der Sprache wird das Material Staat, Gesellschaft geprüft. Verstehen Sie, das ist fast ein chemisch-physikalischer Vorgang. Wenn aber dann bei dieser Prüfung, die sich im Ausdruck niederschlägt, Konflikte auftauchen, alte Ängste auftauchen, verdrängte und verschobene Probleme, dann kommt es möglicherweise zur Attacke. Aber ich glaube nicht, daß die Attacke des Primäre ist, das Primäre ist die Sprache und der Wunsch, ein bestimmtes Problem, eine bestimmte Sache, eine Person darzustellen, ihre Verwicklung, ihre Verstrickung, ihre mögliche Schuld; ich sehe den Einstieg gar nicht so moralisch oder moralistisch, wie es manchmal aussieht. Vieles ist ja auch Spielerei, so satirische Dinge, die man ganz genau entwerfen kann, fast wie eine mathematische Formel; es gibt sehr viele verschiedene Einstiege in die Sprache, und da ich überhaupt nicht historisch schreiben kann, auch nicht utopisch schreiben kann, auch nicht möchte, gerate ich immer wieder in diese Gegenwart, die sich in der Sprache so ausdrückt, daß Konflikte offenbar werden.

Es gibt natürlich Fälle, wo man ganz bewußt politisch eine bestimmte Entwicklung attackiert, wo der Einstieg ein moralischer oder moralistischer ist und man dann die Sprache benutzt. Aber meistens ist der Einstieg ein sprachlicher. Ich habe nach dem Krieg, also nach 1945, einfach wahrscheinlich sehr naiv auf die Besatzungsmächte vertraut. Die Deutschen haben sich nicht selbst befreit, ich habe mich auch nicht selbst befreit, sondern die Deutschen sind befreit worden, vielleicht sogar gegen ihren Willen.

Ich habe diese letzten drei, vier Kriegsjahre nicht nur vom moralischen Standpunkt aus, sondern sogar vom strategischen aus, bewußt erlebt. Wenn Sie die Sache rein militärisch-geschichtlich sehen, völlig ohne moralische Beurteilung, einfach wie einen technischen Ablauf, dann war spätestens doch mit der Schlacht bei Stalingrad der Krieg verloren. Das hat man im Ausland sehr gut erkannt, das haben wir auch erkannt, das war ganz klar, es war die entscheidende Schlacht und Wende, aber danach hat man ja noch fast zweieinhalb Jahre weitergekämpft, und man hätte wahrscheinlich auch noch zweieinhalb Jahre nach 1945 gekämpft und hat eigentlich bis zum Schluß nicht kapiert, daß Deutschland wirklich den Krieg verloren hatte. Es war so absurd, daß man es nicht glauben kann: noch in den Gefangenenlagern - ganz Deutschland war schon besetzt, von der Roten Armee, von der französischen, amerikanischen, englischen Armee, es gab keinen Quadratzentimeter freies Deutschland mehr - glaubten manche noch, wir würden siegen. Das ist so verrückt, vielleicht so deutsch, daß man es nicht glaubt.

Und da war die Befreiung, ich sage das ohne Anführungsstriche, für uns eine ungeheure Sache, so daß wir, meine Frau und ich und Bekannte und Freunde, eigentlich sehr vertrauensvoll auf die Besatzungsmächte gesehen haben; wir haben gedacht, na ja, die werden schon dafür sorgen, daß das nicht wieder passiert. Das war eine Täuschung, weil die weltpolitische Entwicklung die Konfrontation Amerika-Sowjetunion schon implizierte, was wir während des Krieges nicht kapiert haben.

Und dann kam die Wiederaufrüstung, damit kamen alte Ängste, alte Gefahren hoch; es wurde auch sichtbar, daß eigentlich die Kreise, die die größte Schuld am Heraufkommen der Nazis hatten, also Industrielle und Großbürgertum, zum Teil auch der Adel, unbeschädigt den Krieg überstanden hatten, und ob sie Nazis waren oder nicht, das spielte plötzlich gar keine Rolle; jeder kleine Beamte oder einer, der aus Angst in die Partei gegangen war ... der wurde bestraft, und die andern kamen plötzlich alle wieder hoch und herrschten wieder und, man konnte natürlich bald durchschauen, welches Interesse dahinter steckte. Die Deutschen haben ihre Geschichte, ich will gar nicht sagen Schuld, sich nie klar gemacht, und damit fing das an, was Sie Engagement nennen, ja, da wurden wir plötzlich wach und dachten, um Gottes Willen, was kann daraus werden. Mit der Wiederaufrüstung kamen ja auch alte Nazi-Offiziere, da kamen die Industriellen wieder aus ihren Internierungsecken oder ihren stillen Ecken, da wurde die Sache schon sehr deutlich. (...)

Die bewußte politische Beteiligung, wenn man das so nennen will, kam eigentlich erst Mitte der fünfziger Jahre, als klar war, daß mit der Wiederaufrüstung, mit dem Interesse an der permanenten Konfrontation, man gleichzeitig die, sagen wir, kleinen Leute mit ihrer Nazi-Vergangenheit erschrecken konnte, die Großen aber frei ließ. Es gab ja ungeheuerliche Vorgänge. Ich glaube, General Clay oder ein anderer hat auf Anraten von Adenauer Leute, die als Kriegsverbrecher verurteilt waren, aus der Haft in Urlaub geschickt mit dem stillschweigenden Einverständnis, die brauchen nie mehr wiederzukommen. Wenn Sie sich vorstellen, daß gleichzeitig sehr viele deutsche Soldaten, die nicht direkt schuld hatten, sagen wir, im Sinne politischer Verantwortung schuld hatten, noch jahrelang in Kriegsgefangenschaften gehockt haben, daß man irgendeinen kleinen Nazi-Funktionär noch pisaken konnte mit seiner Vergangenheit, dann sehen Sie die perfekte

Heuchelei, mit der man eine Art demokratischer Moral aufbaute. Indem man neue Privilegien schaffte für alte Privilegierte.

Gleichzeitig schwieg man den kommunistischen Widerstand während der Nazizeit vollkommen tot - bis heute fast. Was sehr viele kleine, mittlere, große Gruppen, was sehr viele Einzelne getan haben, unter sehr, sehr großen Gefahren, das wurde totgeschwiegen, und es wurde das, was man später den kalten Krieg genannt hat, ganz bewußt betrieben.

Aber auch da war für mich jedenfalls das Sprachliche wieder der Einstieg, denn -ich kann jetzt nicht zitieren - wenn Sie Adenauers *Memoiren* lesen, als Deutscher auf deutsch lesen, verrät die Sprache fast alles, verrät alles. Da braucht man gar kein politische Analytiker zu sein, die Sprache verrät fast alles, sie verrät die Manipulation, sie verrät die Tricks, die da angewendet wurden, und das haben wir dann später Restauration genannt, ich glaube mit Recht, und da fängt eigentlich das bewußte politische Engagement an, das nun seit über zwanzig Jahren, eigentlich bis auf den heutigen Tag, unter den gleichen Bedingungen anhält.

---

* Das vollständige Interview (Titel: »Eine deutsche Erinnerung«) erscheint Im Rahmen der Böll-Gesamtausgabe bei Kiepenheuer & Witsch

Konkret 01/79, S. 44

Günter Wallraff

»Wenn Sie so wollen«

Günter Wallraff zeichnet das Portrait des Springer-Hiwis Wolf Schneid(er), der jetzt »Stern«-Journalisten ausbilden darf

Soll der »Stern« langfristig zu einer wöchentlich erscheinenden »Bild«-Zeitung umfunktioniert werden? Soll auch noch der »Stern«, die letzte liberale Großillustrierte, im Sinne der neuen Strategie des Bertelsmann-Konzerns auf CDU-Kurs gebracht werden?

Es gibt Anzeichen dafür. Die Kündigung des Redaktionsstatuts durch die Verlagsleitung soll die im »Stern« immer noch überdurchschnittlich vertretene Gruppe kritisch-fortschrittlicher Redakteure vergraulen oder kaltstellen. Eine neue Spezies von entpersönlichten, allzeit verfügbaren Auftragschreibern soll statt ihrer in einer von der Bertelsmann-Tochter Gruner + Jahr neugeschaffenen Journalistenschule herangezüchtet werden. Statt Nonkonformismus und Zivilcourage sollen dort in Hochglanz-Prospekten »Flexibilität und Belastbarkeit« eingeführt werden.

Der gegen den Strich schreibende Journalist als Aufklärer und Kontrollinstanz wird verpönt, statt dessen der Schreiber auf dem Strich propagiert: ein gegen entsprechende Bezahlung (»Schmutzzulage«) bereitwillig die Haltung Hinnehmender, die ihm die politischen Kapitalinteressen des dahinterstehenden Konzerns nahelegen oder vorschreiben. Journalisten als Abziehbilder des Verlegers im Wechselrahmen der jeweiligen Redaktion. Auf daß dann nicht mehr die Journalisten die Zeitschrift machen, sondern das Konzept der Zeitschrift die Journalisten.

Zum Leiter dieser neugeschaffenen Schreibkadettenanstalt wurde Wolf Schneid ernannt, langjähriger Offizier der Springer-Truppe. Ob von Springer nur ausgeliehen oder vom Bertelsmann-Konzern als Zuchtmeister vom Dienst eingekauft, es läuft auf das gleiche hinaus. Schneid ist der Typus des deutschen Mitläufers in gehobener Position, immer im Einsatz, allzeit bereit.

Früher bei der Süddeutschen Zeitung, *»meldete ich reich ab zum »Stern«* (Selbstdarstellung Schneid), *»bei dem ich 5 Jahrein leitender Stellung tätig war«.* Dort hatte er dann allerdings nichts mehr zu melden, als er 1968 als Chef vom Dienst in einer Nacht- und Nebelaktion eine Titelgeschichte über die APO so umpfuschte daß die verantwortlichen Redakteure am nächsten Morgen die technische Herstellung stoppen mußten, um den Artikel wieder richtigstellen zu können.

Dann als Chefredakteur zu Springers »Welt«, anschließend in den Rang eines Chefredakteurs »z.b.V.« (zur besonderen Verwendung) versetzt, was in diesem Konzern soviel heißt wie »Fronteinsatz«).

Ich erlebte Herrn Schneid monatelang als Springers Schatten: in Funk- und Fernsehdiskussionen, Pressekonferenzen oder Talkshows; ein- und nicht eingeladen forderte Schneid Redezeit zur Reinwaschung von »Bild«. Aber lassen wir Springers Repräsentanten und Musterschüler am besten selbst zu Wort kommen:

Auf der Pressekonferenz zu Bonn, wo mein »Bild«-Buch »Der Aufmacher« vorgestellt wurde und Schneid als Kampagnenleiter erstmals in Erscheinung trat:

» Da haben wir uns gesagt, in Abwesenheit von Herrn Springer ... « (Der Rest dieses Satzes ging im Gelächter der Journalisten unter.)

In einer Live-Diskussion im österreichischen Fernsehen:

» ... habe ich den Finger gehoben und gesagt, hier möchte ich antreten, gegen Wallraff ... «

Gefolgsmann Schneid hat sich zur Stelle gemeldet, er darf antreten: Im Schweizerischen Fernsehen, live:

»... Welche Methoden der Fälschung und der Lüge hat die 'Bildzeitung' oder hat sie nicht? Dazu ist der Lokalreporter der 'Bildzeitung' ein zu kleiner Mann, er kann diese Fragen nicht beantworten. Der Chefredakteur der 'Bildzeitung' könnte das, und ich versuche hier, seine Rolle auszufüllen.«

Im Saarländischen Rundfunk (live) prägt Schneid ein starkes Bild vom »Bild«-Leser:

»... Und was die Sprache der Primitivos (gemeint sind die »Bild«-Leser) angeht, nehmen Sie eine Vermischung von zwei Sphären vor. Ich weiß nicht, ob Sie mal Gelegenheit hatten, den Chirurgen zu lauschen, wie sie über den Patienten sprechen, wenn der schon in Narkose ist...

Und wenn einer in Narkose ist, bekommt er einiges nicht zu hören, was er auch nie hören sollte. Das Unappetitliche ist es, solche Chirurgenwitze über den bewußtlosen Patienten weiterzuverbreiten.«

Und in einem Interview mit einer Schülerzeitschrift:

»Sich so zu verhalten, daß man ohne sie nicht mehr leben kann - darin liegt nämlich der Markterfolg... Ja, 'Bild `als Droge, natürlich!«

Vor einem Jahr noch versuchte Schneid im Südwestfunk (live) den »Stern« als »radikallinke Illustrierte« abzuqualifizieren und an anderer Stelle »weit links von der SPD«, weil, ja, weil er auch andere Meinungen als die vorherrschenden oder regierungsamtlichen zu Wort kommen ließ. Schneid:

»Der 'Stern ' ist ja auch links von der SPD. Er läßt z. B. Herrn Coppik zu Wort kommen über das Kontaktsperregesetz. «

Befrager: »Der NDR hat Herrn Coppik auch zu Wort kommen lassen.«

An anderer Stelle:

»Redaktionsklima und -technik beim 'Stern `sind genauso wie die von Hans Esser bei 'Bild', ob zu Recht oder zu Unrecht, beschriebenen Praktiken, und das kann ich beweisen. «

Falls sie bisher noch nicht so waren, Schneid als Schulungsleiter wird dafür Sorge tragen, daß sie schnellstens so werden.

Schneid, der Herrenmensch in Rechtfertigungspose, propagiert ganz offensiv und ungeniert den faschistoiden Geist der »Bild«Zeitung in einem Interview mit der Schülerzeitung »Plattform«:

Plattform: »Stimmt es, daß einige Redakteure des Springer-Verlages in Wallraffs Privatleben herumschnüffeln?«

Schneid: »Es gehört **natürlich** *zur juristischen Prozedur, daß man über seinen Gegner Bescheid weiß. «*

Plattform: »Was aber hat die Befragung der Mutter mit dem Gerichtsverfahren zu

Schneid: »Ja ..., das hat nichts mit dem Gerichtsverfahren zu tun, aber Wallraff hat ein Buch geschrieben, das in breiter Front gegen die 'Bild'-Zeitung vorgeht, gegen den Springer-Verlag überhaupt und gegen die ganze privatwirtschaftliche Presse. Nun wappnen wir uns mit Informationen über Wallraff... «

Plattform: »... nach dem Motto, Auge um Auge, Zahn um Zahn.«

Schneid: »Wenn Sie so wollen.«

Plattform: »Sind die Verhältnisse, die Wallraff in der Hannover-Redaktion beschreibt, ein Spezialfall, oder sind sie auf andere Redaktionen übertragbar?«

Schneid: »Was er über Arbeitsklima und Redaktionsstil sagt, halte ich im allgemeinen für richtig. Ich habe über Wallraffs Film und Buch laut aufgelacht, weil er nämlich genau dasselbe über den 'Stern' hätte schreiben können. Sämtliche erfolgreichen Massenblätter der Welt werden nach einem bestimmten **Stiefel** *gemacht und er hat diesen bestimmten Stiefel bei der 'Bild'-Zeitung kennengelernt und sagt, die sind schuld. Für Kenner der Branche ist dies zum Lachen. Die Brutalität von Henri Nannen im Umgang mit Redakteuren ist durch niemanden zu übertreffen. «*

Plattform: (Frage zur »Bild«-Serie über Wallraff): »... jedenfalls ist es genau die Methode, die 'Bild', 'Welt' usw. permanent verurteilen, dann nämlich, wenn sowjetische Regimekritiker als Psychopathen diskriminiert werden.«

Schneid: »... Er ist einem hartgesottenen Berufsklima wie in der 'Bild`-Zeitung oder im 'Stern `nicht gewachsen. Solche Leute gehen im 'Stern' unter und in der 'Bild'-Zeitung eben auch. «

Plattform: »Nun sind aber nicht alle Leute, die nicht die Abgebrühtheit besitzen, bei der 'Bild 'zu arbeiten, Psychopathen.«

Schneid: »Ich versteife mich ja gar nicht auf das Wort Psychopath. Ich meine nur, er ist ein höchst komplizierter Mensch mit einem vielfach verdrehten Seelenleben.«

Plattform: » Halten Sie denn die Verhältnisse, unter denen die Redakteure der 'Bild'-Zeitung arbeiten müssen, für akzeptabel und richtig?«

Schneid: »Erfolgreiche Massenblätter müssen nach einem bestimmten **Stiefel** *gemacht werden. Nehmen Sie das Beispiel, das Wallraff breit beschreibt, eine unappetitliche und brutale Art der Bildbeschaffung.; ...(Von Wallraff beschriebene Methode: 'Sie brauchen mir das Foto nicht zu geben,*

dann fotografieren *wir Ihren Sohn eben im*

Leichenhaus, nur das sieht dann natürlich ziemlich abstoßend aus.) Man darf weder Fotos noch Bildbeschaffung auf eine zahme und appetitliche Weise betreiben. Zahm fotografieren *kann man einen Sonnenuntergang - wenn Sie an Menschen ranwollen, sind Sie immer brutal.«*

Und um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, das gleiche Bekenntnis aus dem Wörterbuch des Unmenschen auch noch mal live im Saarländischen Rundfunk: *»Was Fotobeschaffungsmethoden angeht, so möchte ich nochmal die Behauptung in den Raum stellen, an* **Brutalität und Unappetitlichkeit** *der Fotobeschaffung ist der 'Stern' durch kein Blatt auf der Welt zu übertreffen. Und dies ist kein Vorwurf,* **solange die Leute das sehen wollen.«**

Ich bin sicher, wenn demnächst Schneids Schüler von den journalistischen Methoden berichten, die er propagiert, wird Schneid, der typisch deutsche karrierebewußte Untertan in gehobener Position, alles zu rechtfertigen wissen, nach dem

Motto: 'Was bei »Bild« und sonstwo rechtens ist, kann bei uns doch nicht unrecht sein.`

» Meine Schuld liegt in meinem Gehorsam. Gehorsam wird als Tugend gepriesen, und ich möchte daher darum bitten, daß nur die Tatsache meines Gehorsams in Betracht gezogen wird.«

(Adolf Eichmann vor dem Jerusalemer Gericht)

Konkret 01/79, S. 46

Joachim Bloch

Knast & Kneipe

Brendan Behan: Bekenntnisse eines irischen Rebellen, Kiepenheuer & Witsch

Killiney Castle an der Irischen See ist heute ein Hotel mit Dungeon Bar, Swimming Pool und Tanzsälen, wo die Dubliner Hochzeiten feiern und Neckermann ein Zimmerkontingent hat. 1939 wars Ausbildungslager der I.R.A., und von hier aus wird der fünfzehnjährige Brendan mit einer Reisetasche Kaliumchlorid, Schwefelsäure und Gelantinedynamit ins Vereinigte Königreich geschickt. Ausgangspunkt auch für »Borstal Boy«, den autobiographischen Bericht über den jungen Brendan Behan, der sich gerade erst dreimal im Leben rasiert hat und sich drei Knast-Jahre lang durch eine »Borstal«-Anstalt schlagen muß.

Die Fortsetzung über die Jahre 1942 - 1955 ist jetzt erschienen: »Bekenntnisse eines irischen Rebellen«. Bei den Eingeweiden Christi! Hier flucht ein moderner Pantagruel und führt vor, wie man God Save the King rückwärts singt. Er erzählt und erzählt und erzählt. Zum Beispiel, wie er, als Repräsentant von Harfe und Kleeblatt 1954 zum Théâtre des Nations geladen, Harrys New York Bar in Paris - am Arm eines hohen Beamten vom Kultusministerium - wie ein frühchristlicher Märtyrer betreten mußte. Dort hatten sie ihn nämlich zwei Jahre zuvor als Zuhälter rausgeschmissen.

Ob im Knast oder in der Kneipe: Behan hält sich für einen »aufrechten Soldaten der Irisch Republikanischen Armee«. Mit fanatischen IRA-Tanten hatte er allerdings nichts im Sinn: »Diese Aufgabe erfüllte man am besten, wenn man sich betrank.« Und für Vorschläge, in eine Kneipe hineinzuschauen, hatte schon seine Großmutter immer ein offenes Ohr - auch, als sie etwa ihre alte, versoffene Freundin ins Hospital für Sterbende (schwerhörig war die auch: »Hosenpisse für Sterbende - Jesus, das sind mir aber Sachen!«) brachte: schnell noch vier Pinten Guiness und ein paar kleine Whiskeys und dann »Zieh nur ab, in einem Nu, fließt's braun mit dem Liffey dem Meere zu.« Das Kind kriegt sein Glas Dunkles.

Und das große Kind? Als es mit »The Hostage« und »The Quare Fellow« berühmt geworden war, wurde es in Amerika herumgereicht, und das Saufen wurde ihm zum Verhängnis. Weil zum Aufschreiben der Erinnerungen die Kraft nicht mehr reichte, entstanden seine Sprachorgien auf Tonbändern. Eine Rae Jeff hat sie redigiert und aufgeschrieben - von 20 000 Wörtern brauchte sie nur 2000 zu streichen - hinzuzudichten bestimmt kein einziges. Denn, so sagt sie, »wenn er zu erzählen anfing, war's immer, als wäre eine 500-Watt-Birne angegangen.« Wobei er beileibe nicht nur Zoten drauf hatte. Denn eigentlich war Behan immer der sensible und hilfsbereite Borstal Boy geblieben. Alle bitteren Erfahrungen mit den Rudyard Kiplings in englischen Knasts, mit den heuchlerischen Sinn-Fein-Leuten, die mit den Nazis kollaborierten, hatten ihn nur äußerlich zum wild Irishman, zum Angeber und Rüpel gemacht.

Ist Brendan Behan ein Anarchist? Seine Antwort: »Ich lasse mich nicht beleidigen - die erinnern mich an die Heilsarmee und singen Lieder in der BBC.« Auf alle Fälle ist er ein politischer Schriftsteller, wenn er klarmacht, daß es bei den Kämpfen in Irland nicht um Konfessionen geht, sondern um die »dickbäuchigen Schweine, die Orangenen, die Grünen, die Wettbüros und Trinity College«, die zum Beispiel James Joyce an die Berlitz School von Triest verbannten.

Konkret 01/79, S. 46

Michael Schneider

Brecht & Baal

Helmut Karasek: Bertolt Brecht, Kindler-Verlag
konkret-kurzkritik

Wer man den Matadoren der bundesdeutschen Literatur- und Theaterkritik glauben darf, dann ist das Theater hierzulande dabei, sich endgültig von Bett Brecht zu verabschieden. Hellmut Karasek in seinem Buch über den »jüngsten Fall eines Klassikers« (so der Untertitel): »Es existiert jedenfalls, das 'Brecht-ist-tot-Gerede', das erschlaffte Achselzucken über einen Autor, von dem man jetzt wohl ein wenig kleinlaut sagt, man habe ihn etwas voreilig zu dem Dramatiker dieses Jahrhunderts hochstilisiert.«

Dennoch bildet Karasek unter den Kritikern, die den Denkmalsturz des Augsburger Dichters zur Zeit als kulturpolitische Heldentat feiern (wie zum Beispiel auf dem Frankfurter Brecht-Colloquium), eine halbwegs erfreuliche Ausnahme. Er setzt Brechts Rang als Dramatiker von Weltgeltung voraus und unterzieht dann einzelne Figuren seines Werks - Baal, Mackie Messer, Schweyk und die Frauengestalten - einer differenzierten Analyse, wobei die einzelnen essayistischen Bausteine zu einer Biographie des Brecht'schen Werkes durch eine zentrale These zusammengehalten werden: Das Leben und Schreiben in der Dritten Person, im Dienste einer sozialen Idee, war das Ergebnis einer ungewöhnlichen Seibstdisziplinierung. Was Brecht da mit unsäglichen Mühen in sich domestizierte und objektivierte, war die Titelfigur seines ersten großen Stücks, in der so viel Subjektivität enthalten war, daß ihr Schöpfer zeit seines Lebens von ihr fasziniert blieb: das war »Baal«.

Man kann sich vorstellen, daß Brechts »baalischer« Drang zur radikalen Selbstverwirklichung, der sein literarisches Pseudonym in den Abgrund riß, in dem Maße, wie er literarisch und politisch Partei für die sozialistische Bewegung ergriff, mit seinem neu inthronisierten sozialen Gewissen schwer in Konflikt geraten mußte. Karasek sagt nun, daß Brecht diesen existentiellen Konflikt dadurch beigelegt beziehungsweise vorzeitig harmonisiert hat, daß er seine asoziale Baal-Natur dem Urteilsspruch seines marxistischen Gewissens überantwortete. Für den sozialistischen Stückeschreiber hieß Baal fortan nur noch der »böse Baal, der asoziale«, von dem er sich mit einer Härte distanzierte, aus der gleichwohl noch die Lustangst vor dem eigenen Frühwerk spricht.

Indem Brecht sein eigenes Geschöpf verleugnete, verleugnete er zugleich einen konstitutiven Teil seiner bürgerlich-antibürgerlichen Gefühlsvergangenheit (die auch deutlich homoerotisch geprägte Züge aufweist). »Die Distanz zwischen sich und seinen Figuren ist geschaffen. Sie sollte sich zu der einen großen Theatertheorie Brechts auswachsen, die es uns wie von selbst verbietet, auch danach zu fragen, wieviel Autobiografisches in die Brecht'schen Helden eingeflossen ist.« (Karasek)

Wenn auch Brecht's Theatertheorie primär politisch-didaktischen Erwägungen entstammt, die Karasek hier unterschlägt, so steckt doch in dem jähen Frontwechsel vom baalischen Gefühlsmenschen zum marxistischen Rationalisten auch eine subjektive Motivation: Mit materialistischer Vernunft panzerte er sich gegen die Kleistischen Gefühlsverwirrungen seiner Jugend, führte er einen schonungslosen Kampf gegen sich selbst, gegen Stimmungen, die ihn noch einmal in den Strudel seiner baalischen Leidenschaften zu reißen drohten (was sich auch an der Entwicklung seiner Lyrik ablesen läßt).

So interessant und in vieler Hinsicht schlüssig Karaseks These ist, so falsch wird sie in ihrer Verabsolutierung. Karasek erklärt das »Baalische«zur eigentlichen Identität Brechts, an der gemessen der spätere sozialistische Stückeschreiber als eine mit unsäglichen Mühen erstellte Fiktion, oder noch lieber: als eine einzige Aberration erscheint. Karasek offeriert uns - und hier kommt der trickreiche bürgerliche Feuilletonist wieder zum Vorschein -den »wahren« (baalischen) Brecht, indem er den »falschen« (marxistischen) Brecht zum Verschwinden bringt.

Dabei gehört doch auch Brechts »Engagement für die Dritte Sache« ganz wesentlich zu seiner Identität als Mensch und Dichter. Erst dieses Engagement hat seinen mittleren und späten Stücken jenen tiefen Humanismus eingeprägt, der seinem »baalischen« Frühwerk jedenfalls noch völlig fehlt. Denn der Marxismus war für Brecht nicht nur ein Kälte-, sondern auch ein »Wärmestrom« (Ernst Bloch).

-

Konkret 01/79, S. 47

Heino Griem

Das neue Puschen-Kino

Heino Griem stellt die AG Kino vor

Anfang 78 fand sich in der Verleih-Staffel der Cinema International Corporation (CIC) ein Film, der da eigentlich nicht hingehörte: »Blue Collar« von Paul Schrader. Denn was man von diesem Verleih-Multi erwartet, sind »Star Wars«-Verschnitte und Travolta-Schnulzen. Und tatsächlich wäre »Blue Collar«, ein wichtiger und aufregender Film, innerhalb dieser CIC-Nachbarschaft wohl nie zur Kenntnis genommen worden, hätte nicht die Arbeitsgemeinschaft Kino hierfür die Verleih- und Abspielrechte aufgekauft.

Diese AG Kino ist ein kulturpolitisches Phänomen in der Bundesrepublik. Keineswegs ein Non-Profit-Unternehmen hat die Organisation der Programmkino-Besitzer (rund 100 Mitglieder mit etwa 150 Theatern) in den vergangenen Jahren ein großes Stück der Film- und Kino-Kultur retten können.

In fast jeder Großstadt und auch in der Provinz existieren heute niveauvolle und einigermaßen ertragreiche Lichtspielhäuser, die ohne ihre Mitgliedschaft in der AG Kino längst zu Aldi-Märkten umgebaut worden wären. Und im Lauf der Zeit ist aus der bloßen Filmeinkaufs-Genossenschaft ein schlagkräftiger Zwitter aus Theater-Eigner-Verband und Verleih-Organisation geworden, die der recht konservative Hauptverband deutscher Filmtheaterbesitzer (HDF) inzwischen ebenso ernst nehmen muß wie die großen in- und ausländischen Verleih-Giganten.

In ihrer Anfangsphase ging es AG Kino nur darum, die Metropol-Stellung der umsatzstarken Erstaufführer zu brechen, indem man eben als finanz- und publikums- (und damit auch einspiel-) starke Organisation Filme mietete, die den einzelnen Mitgliedern sonst frühestens nach Monaten - und dann meist noch mit verdorbenen Kopien - angeboten worden wären. In den Programmkinos (übrigens: nicht alle Programmkinos, auch nicht alle guten, gehören der AG Kino an) werden themen- und genrebezogene Reihen und Retrospektiven gezeigt; das Publikum erhält -etwa in Form von Programmzeitungen - immer mehr begleitende Informationen; Filmemacher und Filmfachleute werden eingeladen; Kinokneipen entstehen - zur Überwindung der »Schwellenangst« und als Kommunikationsort nach den Vorstellungen.

Die einzelnen Mitgliedskinos konkurrieren kaum untereinander, sondern beraten sich gegenseitig bei Spielgestaltung, technischen Neuerungen oder auch bei der Organisation von Mini-Festivals. Schließlich existiert ein Filmrepertoireverzeichnis, mit dessen Angebot auch Nicht-Mitglieder in »Hai«-und »Erdbeben«-armen Zeiten ein attraktives Programm zusammenstellen können.

Seit 1974 gibt es nun die »Hamburger Kinotage«. Unter Berücksichtigung der Publikums-Resonanz (das mittels der Eintrittskarten und einer »Wahlurne« sein Urteil abgeben kann) entscheiden die Programmkinobesitzer über den Ankauf von Filmen, die von den herkömmlichen Verleihern ignoriert und daher auch in den konventionellen Filmtheatern nicht eingesetzt werden. Jedes einzelne Mitglied zeichnet soviel an Einlagen, wie es mag oder kann, und trägt allein das finanzielle Risiko (falls es ein Flop werden sollte), während die gesamte Organisation (bei einem »Renner«) von dem Ankauf profitiert. Durch die vor einem Jahr gegründete Filmfinanzierungsgesellschaft, an der sich die Hansestadt Hamburg mit einem zinslosen Darlehen von 150.000 Mark beteiligte, konnte die Kapital-Basis erheblich vergrößert werden. Das Resultat: Schon wenige Tage nach Schluß der 5. Hamburger Kinotage Ende November, schloß die AG Kino Lizenz-Verträge für vier Spielfilme ab und verhandelt noch über ein halbes Dutzend weiterer Angebote. So kommen 1979 neben Schraders »Blue Collar« mindestens folgende Filme zu einer Erstaufführung in die Programmkinos: »The Class of Miss MacMichael« (Glenda Jackson spielt unter der Regie von Sylvio Narrizzano eine Lehrerin für » schwererziehbare« Kinder), »Renaldo und -Tara« (die über vier Stunden lange Selbstdarstellung von Bob Dylan) und »Violette Noziere« ,eine Kleinbürger-Tragödie von Claude Chabrol mit Isabelle Huppert in ihrer besten Rolle).

Während also die schönen alten Film-Paläste den technisch unzulänglichen und geschmacklosen Kinoketten mit ihren Abspiel-Zellen weichen, in denen immer schamloser peinliche, aber todsichere Kassenfüller gezeigt werden, erhält die AG Kino Sehens-Würdigkeiten, für die man sonst lange vor einem der raren Kommunalen Kinos warten oder ins Ausland fahren müßte.

Was sagt die Kulturpolitik dazu? Der Stadtstaat Berlin schüttet beispielsweise Hunderttausende für den nicht nur teuersten, sondern auch mißlungensten Spielfilm der Nachkriegszeit aus - für »Schöner Gigolo - armer Gigolo« nämlich -und die AG Kino muß auf den Knien rutschen, um von der Hamburger Kulturbehörde einen Zuschuß von 5.000 Mark für die Kinotage zu bekommen.

Konkret 01/79, S. 48

konkret-markt

Der neunzigste Geburtstag/Sketch von Freddie Frinton, Sylvester 17.40 Uhr in den 3. Programmen der Nordkette und des WDR

»Admiral von Snyder« -»Skol!« Es soll Familien geben, die sich so schon zu Weihnachten begrüßen, mit diesem Zitat auf dem »Dinner for one«, das alle Jahre wieder gesendet wird. Wer seine Sylvester-Gäste kurz vor 6 einlädt, gehört erschlagen. Gäste, die um diese Zeit kommen, auch. »Same procedure as every year?« - »Same procedure as every year!« Man kann's nicht erklären, es ist so wie Weihnachten, bloß viel schöner

Jazzportraits '79

Ein Kalender von Ralph Quinke (Fotos) und Wilhelm Liefland (Texte) Bezug: Ralf Quinke, Biegenstr. 24, 355 Marburg, 22 Mark

Duke Ellington, Miles Davies, Archie Shepp, Art Blakey und neun andere Jazz-Heroen in bemerkenswerten Fotos und mit, bedenkenswerten Texten, in schönem Druck und Poster-Format - eine preiswerte Freude für Jazz-Fans der intelligenteren Sorte.

»Familienkino«, eine sechsteilige Serie, vom 31.12. bis zum 6.1. jeweils um 19.15 Uhr in den III. Fernsehprogrammen von NDR, RB, SFB und WDR

Für diese Serie haben Alfred Behrens und Michael Kuball Amateur-Filme aus 60 Jahren zusammengetragen, der älteste stammt von 1903. Titel der ersten Folge: »Ihre Hoheit mit Princess Sieglinde (unscharf». Aber bei Hoheiten bleibt es nicht. Die privaten Bilder summieren sich zu einer Kultur- und Sittengeschichte der Deutschen, wie man sie nicht eindringlicher dokumentieren kann.

LITERATUR KONKRET, Heft 3, 5 Mark

Die »Nürnberger Nachrichten« meinen (und da wollen wir nicht widersprechen):

»In der Reihe LITERATUR KONKRET (mit einer Originalgraphik von HAP Grieshaber) liegt zum Preis von 500 Pfennigen mit bemerkenswerten Rezensionen und Kommentaren (Redaktion: Karl W. Pawek, Neuer KONKRET-Verlag, Hamburg) das dritte Heft vor. Meinungsspektrum ohne Scheuklappen zwischen Depression, Provokation und Lesevergnügen (nebst einem brillanten Layout!). Keine Journalisten-Poesie, aber ein Forum kritischer Intelligenz.«

Peter Gabriel, Charisma Records 9124 025

Rockmusik, klar, aggressiv ohne Punkergeste mit Texten, die weder Nirwanapoesie noch Auskotzprosa sind. Gibt's das noch in unseren Spätsiebzigern?

Ein Vorschlag: Peter Gabriel hören (Nicht verschwippt und nicht verschwägert mit Curry-Station Gunter G.) Da zerbeißt der Sänger Kleinbürgeridylle (Home, sweet Home) mit Musik, besingt die »Mutter der Gewalt«: je böser die Worte, desto zarter das Lied. Und wird der Konsum- und Anpassungsdschungel immer dichter, reißt der glasharte Rhythmus den Texten den fehlenden Ausblick auf. Musik gegen die Einordnung, gegen das Versacken, spröde, mit sparsamen Mitteln perfekt gemacht, und ich glaubte, das geht nicht mehr.

Gruppe Werkstatt, Arbeitsproben 2, Originalgrafiken ab 25 Mark

Wessen Poster mittlerweile an den Wänden gilben, vom Zug der Zeit ins Flattern geraten sind, der sollte sich mal das gut gemachte Faltblatt dieser Künstlerkooperative ins Haus schicken lassen. Alle Grafiken (Radierungen, Holzschnitte) sind billiger als die Rahmen, in die sie gehören, und lohnen zumeist auch den zweiten und dritten Blick. Die Blätter behandeln Themen wie Arbeitsplatz, Gewalt, Landschaftszerstörung, Freizeit und mehr. Den Prospekt anfordern bei: Werkstatt,

Schulweg 30 a, 2000 Hamburg 19

Die Muppets Show/ ZDF, Samstags 16.30 Uhr

»Was bin ich eigentlich?« und »Das war mein Leben?« müßten sich Lembke und Hollmann fragen, und dem Pfleghar müßten die letzten ausfallen, wenn sie sich die Muppets-Show nur einmal anschauen wollten. Wenn Piggy mit Rudolph Nurejew »Schwanensee« tanzt oder Kermit, der Frosch, dem Bob Hope die Show vermasselt. Ein Klimbim, über den man tatsächlich und laut (und ohne schlechtes Gewissen) lachen kann.

Martin Heidegger-Photos von Digne Meller-Marcovica, Fey Verlag, 128 Seiten, 19,80 Mark

Das hat die Welt (und auch die »Welt«) noch nicht gesehen: Ein deutscher Philosoph wird »durchfotografiert«. Von einer Profi-Presse-Fotografin (»Spiegel« vor allem), die was kann und auch auf einen Mystiker einfach »draufhält«. So hält der tiefgründelnde Schwarzwald-Eremit auf dem Rücktitel des Buchs seine Denkerstirn fünfzehnmal zum Original-Hüttenfenster raus -wer das gesehen hat, braucht keine Heidegger-Biografie mehr zu lesen -allenfalls zur Vervollkommnung einer privaten Ton-Bild-Schau die entsprechenden Textstellen aus Adornos »Jargon der Eigentlichkeit«. Und schließlich, Doppelseite 28/29: Der ins Sein Geworfene geht bergan, mit Rucksack und Stock als Philosoph verkleidet, begleitet Rudolf Augstein im Hamburger Dienstanzug mit Boxcalf-Aktentasche. Da laufen einem die Tränen die Waden runter.

Gotthilf Fischer: Meine Heimat sind meine Lieder / Das Geheimnis der Fischerchöre, Econ Verlag, 148 Seiten, 14 Mark 80

Zwei Mark vom Verkaufspreis dieses Buches gehen in die Forschung - nach dem Erreger der deutschen Krebshilfe. Wir hätten gern noch ein paar Mark mehr ausgegeben, wenn wir dafür erfahren hätten, woher die Seuche der Fischerchöre kommt. Wo sie grassiert, wird uns mitgeteilt: In Rom, im Petersdom, vorm Papst, in Stockholm, am Hofe der Königin Sommerlatte, im Weißen Haus bei Peanut-Jimmy, am Grab von Robert Stolz. Und »seit ZDF-Programmdirektor Stolte seine Frau und seine Kinder vor dem Bildschirm beim Mitsingen überraschte, setzt er auf Fischers Singstunde.« Schön, wie so ein öffentlich Bestallter seinen Familienmuff über Millionen Zuschauer stülpen darf. Wie sagt doch Fischer: »Reisen in die Ferne sind die besten Reisen in die Nähe. Ins eigene Herz.« Gott hilf!

Ian Dury: New Boots and Panties!! (Teldec)

Ian Dury wird als Punk verkauft. Aber wenn Punk mit drei Harmonien auskommt, wie Udo Lindenberg vor einem Jahr in KONKRET schrieb, dann macht Ian Dury keinen. Er sieht nur so aus: Während sich der traditionelle Punker selbst zerstümmelt - und sei es nur kosmetisch -, um beim Publikum wenigstens einen Horror zu erregen, ist der 36jährige Ian Dury seit seinem siebten Lebensjahr ein Krüppel, Kinderlähmung. Aber kein Krüppel ist agiler als er, und an bühnenwirksamer Gestik stellt er sogar den Breitmaulfrosch von den » Stones« in die Ecke. Musikalisch sowieso. Noch ist Ian Dury, in den britischen Hitlisten ganz oben, in der Bundesrepublik nur eine Insider-Veranstaltung. Allerdings dürfte sich das nach seiner Deutschland-Tournee der letzten Wochen ändern. Sein Platten-Label heißt wie sein linker Arm und sein linkes Bein: stiff. Doch seine Musik ist alles andere. Der ehemalige Kunst-Dozent führt perfekt durchkomponierten Rock vor - sicher vom Besten, was heutzutage auf dem Markt ist. Und seine Band, die »Blockheads« : Spitzen-Könner. Vor allem Davey Payne mit brillanten Saxophon-Soli. Nur muß man schon genauer und mehrfach hinhören, um die Komplexität dieser scheinbar simplen Stücke seiner (bisher einzigen) LP zu begreifen, oder die musikalische Ironie (etwa in einer Reggae-Parodie). Auch, daß sie sehr melodiös sind, versteckt Dury hinter seinem trockenen, knarrigen, spröden Rezitativ-Gesang. Seine Texte sind obszön und zärtlich, beschreiben Alltägliches aus der Gullyperspektive, ätzend und intelligent. Aber Dury und die » Blockheads« auf dem Plattenteller sind eigentlich langweilig - wenn man sie einmal live erlebt hat: wie da der ungeschlachte Krüppel von » Sex & Drugs & Rock & Roll« singt und dabei Bewegung auf die Bühne bringt wie ein junger Faun. Bunten Tüchern zwingt er eine faszinierende Choreographie auf und bringt mit ihnen sein Mikrophon zum Tanzen. »Wake up and make love with me!« brüllt er es an - es gehorcht und verwandelt sich zum geilen Lustobjekt. Das Publikum wird mit Phonstärken und Plastik-Spielzeug bombardiert. Die Löffel tun einem aber erst draußen weh: Wenn Ian Dury auftritt, hat man für Ohrenschmerzen keine Zeit.

-

Konkret 01/79, S. 50

Hermann L. Gremliza

konkret ex-press

Aber der Wagen, der rollt. Den Käse zum Bahnhof und unsern Walter Scheel nach Westberlin, wo er jetzt Ehrenbürger geworden ist. Die »Welt« erläutert, nun habe der Präsident (der »Welt« wäre noch lieber gewesen: Habe, der Präsident), also nun habe Scheel

Anspruch auf Freifahrkarte und Grabstelle

Na denn, meinetwegen.

Wenn **Helmut Schmidt** die Wahrheit sagt und die »Welt« sie nachdruckt, wird's schon keine gewesen sein:

Wenn man keine Demokraten zu Richtern macht, muß man sich nicht wundern, wenn sie Unrecht statt Recht sprechen.

Das ist eigentlich wahr und kennzeichnet ganz gut den Betrieb an unseren obersten Bundesgerichten, wo Leute sitzen, die über die Unfähigkeit von Juden, den Beruf des Journalisten auszuüben, promoviert haben, neben Leuten, die von solchen Doktoren ausgebildet wurden. Ihre Urteile kennen wir. Und der Kanzler fuhr fort:

Wer als 17jähriger jüdische Grabsteine bemalt, gehört nicht drei Wochen später, wenn er 18 geworden ist, in den öffentlichen Dienst.

Recht so, das hätte er mal am B. Mai 1945 sagen sollen. Oder als die SPD einen Mitarbeiter von Goebbels zum Bundeskanzler wählte. Aber Helmut Schmidt hätte wohl nicht auf Helmut Schmidt gehört, weil er gerade wieder eine Rede reden mußte:

Ich sehe keine kommunistischen Richter in England und Frankreich.

Da sah er zu fünfzig Prozent richtig. Kein Wunder, das war in den Tagen, als er die schwarze Augenklappe trug, der Demigoge.

Die Fischerin vom Institut für Demoskopie in Allensbach am Bodensee ist eine schöne Maid juchhe , und der Wirtschaftsredakteur Michael Jungblut von der »Zeit« ist ein gutsituierter Freier:

Im Auftrag der »Zeit« ermittelte das Institut für Demoskopie in Allensbach in einer repräsentativen Blitzumfrage

nicht, wie oft er bei Repräsentativen eingeschlagen hat, sondern:

Was die Basis wirklich will - Eine »Zeit«-Umfrage zum Arbeitskampf in der Stahlindustrie... Mit 60 Prozent geben doppelt so viele der Befragten einem längeren Urlaub den Vorzug vor ein paar Stunden weniger Arbeit in der Woche... 66 Prozent aller Befragten... sind der Ansicht, daß angesichts eines schwächeren Wirtschaftswachstums auch die Lohnforderungen eingeschränkt werden sollten.

Das ist das Resümee von Herrn Jungblut (holländisch: Jongbloed). Und so lauteten die Fragen:

1. In der Stahlindustrie wird gestreikt, weil die Gewerkschaften... fordern. Die Unternehmer haben stattdessen... angeboten.

2. Halten Sie es für vernünftig, bei der jetzigen Wirtschaftslage eine Verkürzung der Arbeitszeit zu fordern, oder fürchten Sie, daß dadurch unsere Wirtschaft noch mehr geschwächt wird?

3. Wenn es mit der Wirtschaft nicht mehr so aufwärts geht wie früher - wie sollten dann die Gewerkschaften sich verhalten? Sollen sie bei ihren Lohnforderungen das geringere Wirtschaftswachstum berücksichtigen...?

Es wird gestreikt, weil die Gewerkschaften fordern - die Unternehmer bieten bloß großzügig an. Wollen Sie, zweitens, nicht endlich auch fürchten, daß *unsere* Wirtschaft, die ja nun weiß Gott von den Gewerkschaften geschwächte, noch mehr geschwächt wird? Und wenn es, drittens, nicht mehr so aufwärts geht wie früher, zu Olims Zeiten, soll man das nicht berücksichtigen - nimm Rücksicht, Partner, dankeschön? Ich möcht' so gern die nächste Allensbach-Umfrage formulieren: Sind Sie nicht auch dafür, daß man 35 Jahre nach dem Kriegsende endlich damit aufhören soll, in der Vergangenheit verdienter Bundestagspräsidenten herumzuschnüffeln? Wenn da nicht 80 Prozent rauskommen, will ich Michael Noelle-Jungmann heißen! Und das will was heißen.

In einem Heft des »Monats« beriefen sich gleich drei Mitwirkende auf das Wort von Raymond Aron, der Marxismus sei »das Opium der Intellektuellen«. Nur **Golo Mann** nicht. Inzwischen hat er den »Monat« gelesen und schon heißt es in der »Welt«

Das Opium der Intellektuellen / Warum der Marxismus immer wieder viele Menschen in seinen Bann schlägt / Von Golo Mann

Der Antikommunismus ist die Grundtorheit dieses Jahrhunderts. Es ist nicht die einzige, die Thomas Mann gemacht hat.

Es ist gar nicht so leicht, Marx oder die Kommunisten für die neunhundert Opfer des Sektenführers Jim Jones verantwortlich zu machen. Jedenfalls muß man sich das was kosten lassen, und nur wer sich einen **Wilhelm Bittorf** leisten kann, wie der »Stern«, hat schon halb gewonnen:

»Wir marschieren für Hitler durch Nacht und durch Not, mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot...« Das hat sie gesungen, das hat sie gegröhlt, die junge Gefolgschaft des Führers, Glanz in den Augen, Stolz in der Brust... Aber wir, die ehemaligen Hitlerjungen und Hitlersoldaten, konnten und wollten unseren Kindern dieses Gefühl nicht geben, weil wir erlebt hatten, in welches Grauen große blinde Gefühle führen... Doch in das Vakuum drangen nun neue Missionare ein, um das wachsende Verlangen nach starken (wenn auch falschen) Gewißheiten zu erfüllen. Zuerst die ideologischen Heilsbringer mit ihrem quasi-religiösen Versprechen, alles Elend dieser Welt durch Umsturz zu wenden... Dann die Gurus und Propheten... Die Zeitgenossen, jung oder alt,... werden sich nicht abhalten lassen, eine erlösende Hoffnung zu suchen, auf die hin sie leben oder sterben können: die Weltrevolution, das jüngste Gericht, den seligen Aufstieg ins Nirwana, die Landung göttlicher Ufos.

Wilhelm Quasi dixit. Ich war ein Hitlerjunge und kenne meinen Marx: Völker, hört die Signale der göttlichen Ufos... 'nen Tausender mehr, und er beweist, daß Nannen nicht vom Affen abstammt.

Ariane Barth oder Liebe am Montagvormittag, läuft im »Spiegel«-Essay:

So, wie mit dem erwachenden Eros einst die traditionelle Gesellschaft der Großfamilien zerbrach...

Haste Kapitalismus! Eros wars, und die Fabrik ein Eros-Center. Herrgott, Marrgott, hosch du an warrme Darrm. Respektive »Penisneid«:

Nicht der häufige Zipfel ist gemeint, sondern der Baranhängende Herrschaftsapparat.

Und der ist wahrlich in der Sackgasse.

Angsteins getreuer Eckehardt ist der Verlagsdirektor **Hans Detlev Becker**, und darum erscheint im »Spiegel« ein Leserbrief unter dem Absender

Wellington (Neuseeland)

Eckehardt v. Selben

Von Selben ist der nämliche und Wellington (Neuseeland) der Ort, wohin keines Mißtrauischen Adreßbuch reicht.

Eugen Wilhelm Otto Baron von Saß, genannt **Matthias Walden,** ist hart gegen sich und andere:

Kein Zweifel ist daran möglich, daß zwei junge Menschen sterben mußten, damit Werner Weinhold in der Bundesrepublik statt in der »DDR« leben konnte. Niemand wird zögern zu sagen: dieser Preis war bitter.

Aber gerecht. So ein Baron weiß halt zu leben und sterben zu lassen.